



ORIENTIERUNG

Nr. 7 67. Jahrgang Zürich, 15. April 2003

ALS IM JANUAR 1991 ALLIIERTE TRUPPEN gegen Baghdad vorrückten, wurde der Marsch auf die «Stadt des Friedens», wie die irakische Hauptstadt auch genannt wird, aufgehalten. Dies geschah auf die eindringliche Bitte der Politiker in Saudi-Arabien und in der Türkei. Die Zerstörung der staatlichen Strukturen des Landes an Euphrat und Tigris hätte unübersehbare Folgen für das Sicherheitssystem in der gesamten Region des Mittleren Ostens gehabt. Ein überzeugendes Szenario für einen Irak nach Saddam Hussein war nicht entwickelt worden. Fragt man heute amerikanische Politiker nach ihren Vorstellungen für einen zukünftigen Irak, hört man wieder nur Worthülsen, die Politiker weltweit verwenden, wenn sie nichts zu sagen haben. Eine amerikanische Militärverwaltung soll nur für kurze Zeit die Geschicke des Landes lenken. Die USA wollen den Irak so schnell wie möglich wieder verlassen, heißt es. Der «Irakische Nationalkongreß», eine Dachorganisation irakischer Exilpolitiker, stellt keine ernst zu nehmende politische Kraft dar. Sie besteht aus ca. siebzig Einzelorganisationen, die sich in der Vergangenheit teilweise gewaltsam bekämpft haben. Zwischen ihnen ist das Mißtrauen immer noch sehr groß. Viele der Exilpolitiker haben das Land schon vor Jahrzehnten verlassen. Ihr Bild vom Irak stimmt längst nicht mehr mit den politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Realitäten des Landes überein.

Irak: Parteien und religiöse Gruppierungen

Allerdings ist der «Nationalkongreß» ein getreues Abbild der Probleme, denen sich ein politischer Neuanfang im Irak gegenübersteht. Die verschiedenen Einzelorganisationen repräsentieren die unterschiedlichen ethnischen, religiösen und ideologischen Strömungen, die den Irak seit seiner Entstehung aus den drei osmanischen Provinzen Baghdad, Basra und Mosul gekennzeichnet haben. Diese Strömungen sind aber auch nicht scharf voneinander getrennt. Da gibt es kurdische nationalistische wie radikal-islamische Gruppen, liberale arabische Nationalisten oder kommunistische Schiiten wie solche, die von den Vorstellungen der Islamischen Revolution im Iran beeinflusst sind. Für die Situation symptomatisch ist die Tatsache, daß die Minderheit der assyrischen Christen des Irak im «Nationalkongreß» mit zwei rivalisierenden Gruppen vertreten ist. All diesen verschiedenen Gruppen gemeinsam ist lediglich der Wunsch, die Herrschaft des Diktators Saddam Hussein zu einem Ende zu bringen. Dies ist verständlich, aber kein zukunftsweisendes politisches Programm.

Von größerer politischer Bedeutung als die Exil-Iraker sind die religiösen und politischen Kräfte, die im Land bleiben konnten und teilweise eine Katakomben-Existenz führen mußten. Dabei werden zukünftig die muslimischen Organisationen Einfluß haben, die Vorstellungen von einem politischen Islam propagieren. Hier ist an erster Stelle die sogenannte «Da'wa-Partei» zu nennen. Diese schiitische Organisation ist um 1960 entstanden. Die Motivation der aus dem schiitischen Klerus stammenden Gründungsmitglieder war es vor allem, der schiitischen Jugend eine geistige Alternative zum Kommunismus anzubieten, der in dieser Zeit im Irak eine große Anhängerschaft auch unter der schiitischen Bevölkerung hatte. Die «Da'wa-Partei» entstand jedoch in einem geistigen Umfeld, das jeder politischen Aktion grundsätzlich distanziert gegenüberstand. Die führenden schiitischen Theologen der fünfziger Jahre im Irak propagierten einen konsequenten Quietismus, weil sie grundsätzlich jede politische Handlung als illegitim ansahen.

Der wichtigste Ideologe dieser neuen Organisation war Sayyid Muhammad Baqir al-Sadr. Er stammte aus einer der bedeutenden irakischen Gelehrtenfamilien und war einer der originellsten Denker des schiitischen Islams der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Von ihm stammen vielbeachtete Bücher zur islamischen politischen Theorie wie auch zu wirtschaftstheoretischen Konzepten aus der Sicht des schiitischen Islams. Seine Herkunft und seine umfassenden theologischen Kenntnisse brachten der Partei die abwartend neutrale Haltung der führenden schiitischen Gelehrten, vor allem aber das wachsende Interesse junger schiitischer Theologiestudenten. Bemerkenswert ist

ZEITGESCHICHTE

Irak: Parteien und religiöse Gruppierungen: Vom Zweiten Golfkrieg von 1991 zum Dritten Golfkrieg von 2003 – Kein politisches Szenario für die Nachkriegszeit – Der «Irakische Nationalkongreß» – Ethnische, religiöse und ideologische Strömungen im Irak – Wunsch, die Herrschaft von Saddam Hussein zu beenden – Wachsender Einfluß muslimischer Organisationen – Gruppierungen innerhalb der Schiiten – Anfängliche Distanz zur Politik – Auseinandersetzung mit der Moderne – Konfrontationen mit der Baath-Partei – Politischer Islam bei Sunniten – Integralistische Konzeptionen der Muslimbrüder – Islamische Assoziationen und kurdischer Nationalismus – Die laikale Tradition der Baath-Partei – Fragiles Gleichgewicht und relative Autonomie von drei Regionen.

Peter Heine, Berlin

ZIMBABWE

Ein Erzbischof gegen alle Feigheit: Beobachtungen während einer Reise nach Zimbabwe – Erzbischof *Pius Alick Ncube* von Bulawayo – Für einen gewaltfreien Wechsel – Protest während eines Cricket-Länderspiels – Eine gesplattene Kirche – Gottesdienst mit Zeugnissen von Folteropfern – Zimbabwes mühsamer Kampf für die Unabhängigkeit – Die Erfolgsgeschichte der ersten Jahre – Vom Brotkorb zur Armenstube – Ethnische Konflikte und die verdrängte Geschichte der achtziger Jahre – Die politische Opposition – Ein Kampf mit demokratischen Mitteln – Staatliche Korruption und persönliche Bereicherung.

Rupert Neudeck, Troisdorf

«Archbishop Denis Hurley Lecture» von 2002: Die prophetische Sprache der Kirche – Mit den Armen und Marginalisierten – Hunger als politische Waffe – Folgen einer Ethnisierung der Gesellschaft – Spaltungen in der Kirche (vgl. *Kasten*)

Pius Alick Ncube, Bulawayo

LITERATUR/BRASILIEN

Photographieren in Brasilien: Ein Abenteuer zwischen Zivilisation und Barbarei – Zu einem Roman von *Euiz Antonio de Assis Brasil* – Die Geschichte eines Porträtmalers – Ein Maler als Opfer der Technik – Zwischen Adria und Guabá – Die photographierte Barbarei – Photographie und Tod – Die Thematik des fremden Auges – Literarische Debatten um realistische Darstellungsweisen *Albert von Brunn, Zürich*

LITERATUR/LITAUEN

Rede, daß ich dich sehe: Erzählungen aus Litauen – Zu einer von *Cornelius Hell* herausgegebenen Anthologie – Im Kalten Krieg als Nachbar der Westeuropäer nahezu verschwunden – Gastland an der Frankfurter Buchmesse von 2002 – Schwerpunkt auf der Gegenwartsliteratur – Generationsspezifische Sicht des Großstadtkomplexes – Zur multiethnischen Vielfalt Litauens.

Karin Lorenz-Lindemann, Saarbrücken

auch, daß sich die Partei auch an junge Frauen wandte. Es war die Schwester von al-Sadr, Bint al-Huda, die sich dieser gesellschaftlichen Gruppe erfolgreich annahm. Wie andere schiitische Reformer sah auch al-Sadr und die «Da'wa-Partei» die Notwendigkeit, die Erziehung der Schiiten im Lande zu verbessern und sie mit modernen wissenschaftlichen Disziplinen vertraut zu machen. Dies geschah vor allem durch die Publikation von Zeitschriften und Büchern, die eine beträchtliche Verbreitung fanden. Andererseits ging es der «Da'wa-Partei» aber auch um die politische Beeinflussung der Bevölkerung. Vor allem bei den großen schiitischen Trauer- und Festritualen, an denen Tausende von Gläubigen teilnahmen, agitierten ihre Mitglieder gegen die verschiedenen irakischen Regierungen und die von ihnen vertretenen ideologischen Positionen. Diese Politik der Konfrontation verschärfte sich nach der Übernahme der Regierung durch die Baath-Partei. Dies führte zu einer konsequenten Verfolgung und Bekämpfung der «Da'wa-Partei» durch die irakischen Sicherheitskräfte, der zahlreiche Mitglieder zum Opfer fielen. Die Gruppe radikalisierte sich nach dem Sieg der «Islamischen Revolution» im Iran und übernahm das Konzept der «Herrschaft der Rechtsgelehrten» (Velayet-e faqih) des Ayatollah Khomeini. Während des iranisch-irakischen Krieges (1980–1988) nahmen die Verfolgungen der Partei durch das irakische Regime noch weiter zu. Al-Sadr und seine Schwester wurden nach langen Folterungen hingerichtet. Parteimitglieder organisierten einige Bombenattentate, die das Regime allerdings nicht gefährden konnten. Die Reste der Partei wurden nach Teheran ins Exil gezwungen, haben inzwischen aber auch ein Zentrum in London. Die Abhängigkeit von der iranischen Revolutionsregierung hat die Stellung der «Da'wa-Partei» unter den arabischen Schiiten im Irak geschwächt. Ihre Leidensgeschichte und die «Märtyrergestalten» von Muhammad Bakir al-Sadr und Bint al-Huda könnten aber der Ausgangspunkt für eine neue politische Bewegung unter den irakischen Schiiten bilden.

Die Vertreter des politischen Islams unter den irakischen Sunniten können zwar im Vergleich zur «Da'wa-Partei» auf eine etwas längere Geschichte im Irak zurückblicken, sind hier aber erst seit den fünfziger Jahren aktiv und haben nie die politische Bedeutung gehabt, wie die vergleichbaren Organisationen in Ägypten oder Jordanien. Hier ist vor allem die Gruppe der «Muslimbrüder» (Ikhwan al-Muslimin) zu nennen. Die Gruppe der «Muslimbrüder» war vor dem 2. Weltkrieg in Ägypten gegründet worden. Ihre Ideologie ist gekennzeichnet von der Überzeugung, daß der Islam Lösungen für alle nur denkbaren Probleme der Welt bereithält. Sie ist in mancher Hinsicht eine sehr moderne Organisation, der die Verbesserung der Erziehung der Bevölkerung am Herzen liegt. Sie betreibt Schulen und verschiedene karitative Einrichtungen in verschiedenen arabischen Staaten. Ihre Bemühungen, konkreten politischen Einfluß zu gewinnen, sind in der Regel gescheitert. Die einzelnen nationalen Gruppen der «Muslimbrüder» operieren heute teilweise illegal oder werden von den Behörden lediglich geduldet. Ihr Einfluß unter den sunnitischen Muslimen im Irak war nie besonders groß. Bedeutende Persönlichkeiten sind nicht bekannt geworden. Die Gruppe war immer von den entsprechenden Vorbildern in Ägypten, Syrien und Jordanien abhängig.

Gegenüber dem Regime der Baath-Partei haben «Muslimbrüder» sich weitgehend zurückgezogen. Sie sind aber heute sicherlich in der Lage, rasch eine Organisationsstruktur aufzubauen, die das Machtvakuum im Land mit ausfüllen kann. Dabei wird eine besondere Rolle die Tatsache spielen, daß sie über enge Beziehungen nach Saudi-Arabien und zu den großen internationalen Muslim-Organisationen verfügen. Ihr deutlicher Nachteil ist, daß sie sich stets grundsätzlich und in aller Schärfe gegen die schiitische Form des Islams gewandt haben, mithin von der Mehrheit der irakischen Bevölkerung, eben den Schiiten, skeptisch betrachtet werden.

Im Norden des Irak, in der von einer kurdischen Mehrheit bewohnten «Flugverbotszone» gibt es auch kurdische Gruppen, die einen politischen Islam propagieren. Ideologisch sind sie eng mit

den «Muslimbrüdern» verbunden, verbinden deren Ideologie aber mit einem starken kurdischen Nationalismus. Zu nennen ist vor allem die «Kurdisch-islamische Assoziation».

All diese ideologischen Gruppen, die man im weitesten einem radikalen Islam zuordnen kann, sehen sich allerdings der Tatsache gegenüber, daß die Baath-Partei seit 1968 die irakische Bevölkerung mit einer säkularen Ideologie indoktriniert hat, die tief in deren Vorstellungswelt eingedrungen ist. Dies wurde z.B. dadurch deutlich, daß die Versuche von Saddam Hussein, «die religiöse Karte zu spielen», indem er sich einen Stammbaum zulegte, der ihn als Nachfolger des Propheten Muhammad und der großen schiitischen Heiligen zeigte oder indem er den Verkauf von Alkohol untersagte, von vielen Irakern abgelehnt wurde. Auch unter Mitgliedern der Baath-Partei wurde dieses Vorgehen kritisiert.

Erfolgreicher dürften die religiösen Organisationen sein, die sich traditionell einer seelsorgerischen Verantwortung für ihre Anhänger verpflichtet fühlen. Dies gilt vor allem für den schiitischen Bereich. Zu nennen ist hier vor allem die al-Kho'i-Stiftung, eine in London beheimatete Organisation, die von dem 1992 verstorbenen Groß-Ayatollah al-Kho'i gegründet worden war. Diese Organisation finanziert Schulen und karitative Einrichtungen innerhalb und außerhalb des Irak. Sie informiert die Anhänger von Imam al-Kho'i im Irak aber auch über politische Entwicklungen, spricht ihnen Mut zu und unterstützt sie auf vielfältige Weise. Die Stiftung, die einen vorsichtigen und zurückhaltenden politischen Kurs verfolgt, verfügt im Irak über effektive organisatorische Strukturen, die es ihr ermöglichen werden, zumindest ihre Anhänger zusammenzuführen und für diese zu sprechen.

Fragiles Gleichgewicht

Man muß davon ausgehen, daß die irakische Bevölkerung nach dem politischen Zusammenbruch Trost in der Hinwendung zur Religion suchen wird. Insofern muß den religiös-ideologischen Organisationen die besondere Aufmerksamkeit gelten. Dies bedeutet aber nicht, daß säkulare Tendenzen völlig obsolet geworden sind. Bis 1970 spielte die Kommunistische Partei des Irak eine erhebliche Rolle. Sie wurde durch das Baath-Regime konsequent und vollständig vernichtet. Reste existieren noch in Damaskus und in London. Es ist nicht zu erwarten, daß sie irgendwie erneut Bedeutung erlangen wird. Anders ist es dagegen mit der Baath-Partei. Die Prägung der irakischen Bevölkerung durch diese Ideologie ist beträchtlich. Der Terror und die Korruption und Bereicherung mancher führender Mitglieder der Partei ist durchaus zur Kenntnis genommen worden. Aber die unbezweifelbare Modernisierung des Landes, die Entstehung eines Mittelstandes, Kampagnen gegen das Analphabetentum, die Verbesserung der Stellung der Frau und vieles mehr wird der Partei ebenfalls zugeschrieben. Der gesellschaftliche Niedergang der vergangenen dreizehn Jahre wird von der Bevölkerung nicht der Baath-Partei angelastet, sondern dem UN-Embargo und den USA in die Schuhe geschoben. Arabisch-nationalistische Vorstellungen finden also weiterhin zahlreiche Anhänger.

In den nördlichen Flugverbotszonen haben sich die beiden großen kurdischen Parteien der «Kurdisch-Demokratischen Partei» und der «Patriotischen Union Kurdistans» inzwischen fest etablieren können. Beide sind traditionelle Parteien eines kurdischen Nationalismus, die den gegenwärtigen Status quo nicht verändern wollen. Beiden Parteien ist angesichts ihres türkischen Nachbarn bewußt, daß sie ihre autonome Rolle nur in einem unabhängigen irakischen Staat spielen können. Zwischen all diesen unterschiedlichen politischen Strömungen einen Ausgleich zu finden, wird nur dann möglich sein, wenn alle Gruppen zukünftig an politischen Entscheidungsprozessen beteiligt werden. Dies ist möglicherweise durch eine Aufteilung des Landes in drei relativ autonome Provinzen möglich. Der Süden des Landes hätte eine arabisch-schiitische Mehrheit, der Norden eine kurdische. Die Mitte des Landes mit der Hauptstadt Bagdad würde von einer arabisch-sunnitischen Mehrheit dominiert. Damit hät-

te keine der großen ethnischen oder religiösen Gruppen im Lande den Eindruck, zu kurz zu kommen. Alle drei Regionen würden über eine ausreichende wirtschaftliche Kapazität verfügen, die den Wiederaufbau ermöglichen könnte, da sich überall Öl- und Gasvorkommen befinden. Insgesamt bliebe der Irak aber in seinen staatlichen Grenzen erhalten. Dies wäre auch von Bedeutung für die Nachbarstaaten, die wie der Irak weitgehend auf künstliche Grenzziehungen zurückgehen. Das fragile System der Staaten des Mittleren Ostens bliebe erhalten.

Peter Heine, Berlin

Hinweise: Frederick D. Barton, Bathsheba D. Crocker, A Wiser Peace: An Action Strategy for a Post-Conflict Iraq. (Center for Strategic and International Studies, January 2003). Center for Strategic and International Studies, Washington 2003; Alice Bseréni, Chroniques de Bagdad 1997–1999. La guerre qui n'avoue pas son nom. L'Harmattan, Paris 2000; Joseph Cirincione, Jessica T. Mathews, George Perkovich, Iraq. What Next? Carnegie Endowment for International Peace, Washington 2003; David Cortright, George A. Lopez, Alistair Millar, Winning Without War. Sensible Security Options for Dealing with Iraq. (Policy Brief, F 5). Joan B. Kroc Institute for International Peace Studies, University of Notre Dame, Notre Dame/IN 2002; David Cortright, Alistair Millar, George A. Lopez, Linda Gerber, Contested case. Do the Facts Justify the Case for War

with Iraq? (Policy Brief, F 8). Joan B. Kroc Institute for International Peace Studies, University of Notre Dame, Notre Dame/IN 2003; Peter Heine, Schauplatz Irak. Hintergründe eines Weltkonfliktes. (Herder Spektrum, 5371). Freiburg 2002; Ferhad Ibrahim, Konfessionalismus und Politik in der arabischen Welt. Die Schiiten im Irak. Münster/ Westf. 1997; Faleh A. Jabar, Hrsg., Ayatollahs, Sufis and Ideologues. State, Religion and Social Movements in Iraq. Al Saqi, London 2002; Faleh A. Jabar, Hisham Dawod, Hrsg., Tribes and Power. Al Saqi, London 2002; Verena Jütte, Die United Nations Compensation Commission. Eine Darstellung von Aufbau und Verfahren sowie der historischen und rechtlichen Grundlagen. Frankfurt/M. 1999; Carl Kaysen, Steven E. Miller, Martin B. Malin, u.a., War with Iraq. Costs, Consequences, and Alternatives. The American Academy of Arts and Sciences, Cambridge/MA 2002; Valerie Marcel, The Future of Oil in Iraq: Scenarios and Implications. (The Royal Institute of International Affairs. Sustainable Development Programme. Briefing Paper, 5). The Royal Institute of International Affairs, London 2002; Medact, Hrsg., Collateral Damage. The Health and Environmental Cost of War in Iraq. Medact, London 2002; Office for the Coordination of Humanitarian Affairs, Hrsg., Integrated Humanitarian Contingency Plan for Iraq and Neighbouring Countries. (Draft 7/01/03). New York 2003; Volker Perthes, Postwar Scenarios in Iraq and Regional Re-ordering. The International Spectator 4/2002; Hans von Sponeck, Andreas Zumach, Irak. Chronik eines gewollten Krieges. Köln 2003. (N.K.)

Ein Erzbischof gegen alle Feigheit

Beobachtungen während einer Reise nach Zimbabwe

Der Erzbischof ist eine eindrucksvolle Gestalt. Innerhalb eines kirchlich geprägten Milieus fällt er sofort auf – durch Bescheidenheit, Zugänglichkeit, Distanz zu allem Pompösen und Abwesenheit von aller Etikette. Und noch stärker durch eine unprätentiöse Direktheit der Äußerungen, die alles ausweichend Diplomatisches, auch das gleichnishaft Kirchendiplomatische vermeidet. Auch die Ausflucht in die «verharmlosende Sprache der Enzykliken» (Albert Camus). Nein, dieser Erzbischof weiß nicht und wird nie wissen, was «stille Diplomatie» ist und sein kann. Das wird immer seine Schwäche sein. Denn in manchen Lagen und Momenten kann es nur um «stille Diplomatie» gehen. Doch Erzbischof Pius Alick Ncube von Bulawayo (Zimbabwe) kann nicht stille Diplomatie betreiben. Er ist ein Mann der nicht anders kann. Der Titel eines Erzbischofs paßt nach unseren Vorstellungen nicht zu ihm: Während wir mit ihm zusammensitzen, können wir es uns schwer vorstellen, daß hier jemand vor uns sitzt, dem wir in der Regel mit Ehrfurcht, in manchen Ländern mit dem Kniefall und dem Ringkuß begegnen. Bei diesem jungen Erzbischof (geboren am 31.12.1946 in Gwanda im Matabeleland) geht dem Besucher jeder Gedanke an Ehrfurcht und protokollarische Korrektheit verloren.

Man ist mit ihm besorgt, er bezieht den vor ihm sitzenden Besucher in seine Sorge um Nahrung ein. Er kommt an diesem Morgen von der Fixierung auf die Nahrung nicht los. «Food, they need food ...!» – Ich will den Erzbischof immer auf andere Themen lenken: Was kann die Regierung tun, welche Resolutionen müssen verabschiedet und welche neuen Mandate gefunden werden? Es scheint mir, er war wieder in seinem Erzbistum unterwegs, und hat die Menschen auf den zu kleinen Parzellen hungern, die Märkte leer gesehen und hat gesehen, daß der staatliche Monopolbetrieb das «Grain Marketing Board» der Regierung in Harare nichts mehr an Milli-Mais, dem Hauptnahrungsmittel der Zimbabweer in seinen Lagerhäusern hat. Das bedeutet, die nächsten Monate sind seine Mitbürger auf die Hilfe auswärtiger humanitärer Organisationen angewiesen, denen, wie Erzbischof Pius Alick Ncube weiß, das Leben schwer gemacht wird. Er wollte diesen helfen, indem er unermüdlich Lizenzen für die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus Südafrika ausstellte, bis die Regierung dahinter kam, daß er das auch für Organisationen machte, die im Lande nicht oder noch nicht registriert sind.

Er gehört zu den ganz wenigen Menschen der Welt, die ohne Beispiel sind, weil sie keine Angst haben. Die «stille Diplomatie» ist manchmal vernünftig, aber sie ist immer gefährlich. Diejenigen, die sie durchführen, müssen sich selbst prüfen, ob sie nur deshalb «stille Diplomaten» sind, weil sie um sich selbst Angst haben.

Erzbischof Pius Alick Ncube, man freut sich im Haus des Bischofs, wenn man seinen Nachnamen in der Sprache der Ndebele richtig ausspricht, ohne das «c» zu sprechen, ist seit dem 25. Januar 1998 Erzbischof von Bulawayo. Das Land, das ihm als Erzbischof anvertraut ist, hätte in der jüngsten Geschichte Furchtbares durchzumachen.

Für einen gewaltfreien Wechsel

Ich sitze am Samstag, den 11. Februar 2003 bei ihm vor dem überladenen Schreibtisch in der Lobengula Street, die jetzt in Bulawayo «the Ninth Street» genannt wird. Es hat so heftig geregnet, daß wir pudelnaß in den kleinen «Palast» des Bischofs hineinkommen. Aber zwischendurch gilt es einem Menschen ein gutes Wort zu sagen. Eine alte Frau, die in dem Dorf aufgewachsen ist, in dem auch die Mutter des Erzbischofs lebt, will etwas zu essen haben. Die Frau wird hereingelassen, bekommt etwas, strahlt. Der Erzbischof bringt seinen Zeitplan immer durcheinander, weil er keinen Menschen auslassen kann und schon gar niemanden abweisen kann. Wer zur Pforte kommt und klopft, der hat ihm etwas zu sagen. Und er muß jeden hören. Also warten wir über eine Stunde, ungeduldige Mitteleuropäer, die wir sind ... Erzbischof Pius Alick Ncube ist die Hoffnung derer, die Brot brauchen, weil sie Hunger haben, derer, die Saatgut haben wollen, damit sie für ihre vielen Kinder eine Ernte einfahren können, derer, die verfolgt werden, weil sie in der Bewegung für demokratischen Wandel («Movement for Democratic Change») mitarbeiten, vom Geheimdienst abgehört und kritisiert werden, und derer, die um ihres Einsatzes für Wahrheit und Gerechtigkeit ins Gefängnis geworfen werden. Nur wer für die unterdrückten «underdogs», für die Ndebeles, für die Kirchenleute, für die Frauen beim Valentines Day, für die, die nicht Mitglied der Regierungspartei Zanu-PF sind, schreit, darf gregorianisch singen ... In Abwandlung des Satzes von Dietrich Bonhoeffer hatte ich die Absicht, den Bischof etwas im Sinne des deutschen protestan-

tischen Pastors und Theologen zu fragen. Es kam mir zu eurozentristisch vor, wieder mit unseren Beispielen aufzuwarten. Der Erzbischof lebt in seinem kleinen Haus und will nicht wahrnehmen, daß er auch gefährdet ist. Zodwa Sibanda, die Frau des Abgeordneten und Vizepräsidenten der MDC, hat von ihm gelernt, auf die Unverschämtheiten der Regierung auf afrikanische Art zu reagieren: sie lautstark zu verlachen. Nun kann sie sich das erlauben, sie ist prominent. Das letzte Mal hörten wir sie, als sie mit dem mobilen Telefon anrief. Wo sie sei, fragten wir. Da rief sie laut aus ihrem Handy: Im Gefängnis. Sie sei schon wieder verhaftet worden. Und lachte. Selig, die selbst im Elend fröhlich sind, weil sie ihre Umgebung und ihre Mitmenschen aufheitern und ihnen Mut machen.

Erzbischof Pius Alick Ncube schont sich nicht. Er ist unendlich müde, als er vor uns sitzt, er kann, wie man zu recht sagt, kaum aus den Augen gucken. Denn alle zerren an ihm, jeder Reporter und jeder Vertreter einer humanitären Organisation, jeder Politiker und einigermaßen berühmte Cricketspieler aus der Nationalequipe von Zimbabwe – alle wollen ihn sprechen. Die Journalisten, die als Touristen in das Land kommen, die Vertreter humanitärer Organisationen, wie die Vertreter der Deutschen Welthungerhilfe, von MSF, von Help, alle wollen einen Termin beim Erzbischof haben. Alle bekommen einen, versteht sich!

Am 25. Februar 2003 sitzt die halbe Bevölkerung der großen Ndebelestadt Bulawayo, man könnte sie die «heimliche Hauptstadt» Zimbabwes nennen, im Stadion, um das Cricketländerspiel Zimbabwe gegen Australien im Weltmeisterschafts-Cup zu sehen. Eine patriotische Pflicht, die auch der Erzbischof wahrnimmt. Während des Spiels enthüllt er ein Riesenplakat, das über den Zuschauermassen in der Westkurve weht, unbesiegt, strahlend, und die Menschen klatschen. «For Justice» und «No Violence» flattern da im Wind. Denn diese Regierung möchte die Hilfe nicht denen geben, die sie am nötigsten brauchen, sondern ihren Parteilanhängern, so sagt uns Erzbischof Pius Alick Ncube. Die Nahrungsmittel des Welternährungsprogrammes und der ausländischen Organisationen sollen nur den Kombattanten der Staatspartei Zanu-PF zugute kommen.

Eine gespaltene Kirche

Die katholische Kirche von Zimbabwe ist gespalten, wie das in einer Gemeinschaft von Menschen, Christen, Priestern und Bischöfen nicht anders denkbar ist. Drei Bischöfe sind für Mugabe, sechs gegen ihn.¹ Sie sind gegen den schleichenden Prozeß der Ausbeutung und Unterdrückung der Bevölkerung, gegen die Aushöhlung des Rechtsstaates, gegen die Aufgabe des Monopols der Waffen. Erzbischof Pius Alick Ncube schreit nach Europa, von dort möchte er mehr Unterstützung bekommen: demonstrative Hilfe durch Besuche, materielle durch mehr Nahrungsmittel, diplomatische durch mehr Druck. Das alles sagt er uns, er gibt mir am Ende seine Karte, er schreibt mir die mobile Telefonnummer auf. Alle Menschen, die überhaupt ein Telefon ihr eigen nennen, sprechen über das Handy. Ruft man jemanden über das Festnetz an und hat es politische Bedeutung, und was hat in einer Diktatur keine politische Bedeutung, dann erschreckt der Anrufende die Angerufenen für ihn hörbar, denn es gibt eine lange Pause am anderen Ende der Leitung, dann sagt der Angerufene vielleicht etwas Komisches, er redet verschleiert. Alle Festnetznummern von politisch Verdächtigen werden abgehört. Und wer ist in einer Diktatur unbescholten?

Der CIO und das Presidential Office, die beiden Arme des Geheimdienstes, sind im ganzen Land präsent. Und wer ist verdächtig? Da gibt es mehrere Schichten von Verdächtigen: alle Weißen, dann alle, die nicht der Monopol-Partei Zanu-PF anhängen. Dazu natürlich alle Anhänger der MDC, dann wohl alle Ndebele. Verdächtig sind auch alle, die Kontakt zu Ausländern haben.

¹ Vgl. die Berichte in: Tablet vom 8. März, 15. und 29. März 2003; Sara Rich Dorman, «Rocking the Boat?» Church NGOs and Democratization in Zimbabwe, in: African Affairs 101 (2002) S. 75–92.

Am 27. Februar 2003 hält Erzbischof Pius Alick Ncube in seiner Bischofskathedrale St. Mary den Friedensgottesdienst zusammen mit Bürgern Zimbabwes, die im Gefängnis saßen und gefoltert wurden. Erzbischof Pius Alick Ncube wird begleitet von seinem Mitbruder, dem anglikanischen Bischof Rubin Philipp, der aus Kwa Zulu Natal gekommen ist, um ihn in seinem Kampf gegen Folter und Unrecht, Hunger und Elend zu bestärken. Erzbischof Pius Alick Ncube, der natürlich weiß, daß dieser Gottesdienst durch Geheimdienstleute des CIO beobachtet wird, sagt zu Beginn mit seiner jugendlich schlaksigen, fast unbekümmerten Art: «Dieser Gottesdienst ist vital, denn die Kirche ist der letzte offene Raum für die Demokratie. Die Menschen und Bürger werden von der Regierung gequält. Aber die haben das Recht, hier Zeugnis abzulegen über das, was ihnen geschehen ist.» Das wärmt allen das Herz, die das erleben in dieser Kathedrale. Der Erzbischof steht gerade, nicht gramgebeugt am Altar, kein Zweifel und keine Ängstlichkeit auf seinem Gesicht und in seiner Körpersprache. Auch Bischof Rubin Philipp ist von der Atmosphäre bewegt. Gott hat sich nicht entschlossen, aus den Händeln der Welt auszusteigen, sondern er hat seinen Sohn genau in diese Welt hineingeschickt, damit sie durch ihn erlöst werde. Er sei gekommen, um den Brüdern und Schwestern in Zimbabwe bei ihrem Kampf gegen die Menschenrechtsverletzungen und bei ihrem Kampf gegen das Regime beiseite zu stehen. Er betont wie dankbar er sei, daß einige öffentlich sagen wollen, was ihnen passiert sei. Und daß dieser Kampf nur ein friedlicher sein kann.

Dann kommt es zu einem sehr bewegenden Moment: Sharpie Eppe steht auf und gibt im Namen der Überlebenden von Folter und Gewalt ein Statement ab. Es seien einige Mitglieder vom CIO in der Kirche. Wörtlich: «Wir haben Euch wahrgenommen und wir wissen, wer ihr seid. Wenn Ihr hier in der Kirche seid, um zu beten, dann seid ihr willkommen. Ansonsten würden wir euch bitten, die Kirche zu verlassen!» Niemand verläßt den Kirchenraum. Die Kirchenmitglieder zünden Kerzen an und stellen sie auf den Altar. Sie gedenken derer, die Opfer der Folter und der Gewalt geworden sind. Hölzerne Kreuze mit ihren Namen werden am Altar aufgestellt, um ihr Gedächtnis zu ehren. Dann kommen die einzelnen Überlebenden und beginnen ihre Zeugnisse abzugeben. Es sind Menschen von Harare, von Bulawayo, von Midlands, vom Matabeleland, vom Manicaland, also von allen Ecken des Landes. Eine ist Deborah Moyo. Sie übergibt ihr Baby einem Mann, der es auf den Arm nimmt und nach hinten in die Kirche bringt. Deborah Moyo steigt die Stufen zum Altar hoch. In dem flackernden Kerzenschein wird sie ganz dünn. Sie steht ganz nahe beim Erzbischof, der für sie zu übersetzen beginnt. Erst spricht sie ganz leise, doch dann rennt sie los zur Kirchentür. Sie wäre fast vor Ohnmacht und Schmerz hingefallen, man hält sie auf und führt sie aus der Kirche heraus.

Ein anderer ist Job Sikhala, Mitglied des MDC für den Wahlkreis St. Mary. Er wurde von der Geheimpolizei unter dem Verdacht festgenommen, er hätte einen Aufstand gegen Präsident Robert Mugabe vorbereitet. Nach einigen Tagen, in denen er sich weigerte, das zu gestehen, wurde er an einen unbekanntem Platz gebracht und auf die Füße und in die Lenden geschlagen. Sie legten Stromkabel an seine Gliedmaßen und gaben ihm Stromstöße. «Dann legten sie noch die Kabel an die Geschlechtsteile und legten die Elektroden zusätzlich zwischen die Füße und unter die Zunge, dann fiel ich in eine Art Koma. Ein Folterer war ganz offenbar besoffen, er urinierte auf mich.» Job Sikhala wurde dann später nach Harare zurückgebracht und entlassen.

Nach dem Gottesdienst warten Busse, die die Teilnehmer in mehrere Ortschaften bringen sollen. Man ist darum besorgt, daß alle, die hier ausgesagt haben, auch frei wieder zurückkehren dürfen. Nach dem Ende des Gottesdienstes brechen der Geheimdienst und die Sicherheitspolizei in das Haus von Erzbischof Ncube ein. Sie erklären ihm, dieser Abendgottesdienst sei nicht mehr Religion gewesen, es sei Politik, was er mit diesem Gottesdienst gemacht habe. Der Geheimdienst warnt den Bischof davor, dies noch einmal zu wiederholen. Wörtlich: Dieser Gottes-

dienst sei zu politisch, um noch als religiöser Dienst anerkannt zu werden.

Dies ist die Realität der Menschen in Zimbabwe, das Land, das verspätet sich die Unabhängigkeit in einem heroischen Kampf erkämpfen mußte. Das Lancaster-House-Abkommen von 1979 sicherte Zimbabwe die Freiheit und die Unabhängigkeit. 1980 kam die Unabhängigkeit. Die ganze Welt atmete auf, weil der linke, von Chinas Mao Tse Tung, von Karl Marx und Lenin beeinflusste Führer der Befreiungsbewegung Robert Mugabe sich politisch vernünftig für sein Land einsetzte. Damals waren wir alle voll des Lobes über diesen Mugabe, der Zimbabwe zu einem Erfolgsjuwel innerhalb der Wüste anderer Länder entfaltete. Doch die große deutsch-jüdische Journalistin Ruth Weiß, in Fürth geboren, unter den Nazis nach Rhodesien, dem späteren Zimbabwe geflohen, die viel für den Befreiungskampf und für Robert Mugabe getan hatte, war abgrundtief enttäuscht, einmal weil sich Robert Mugabe von seinem Volk entfernte, und zum anderen, weil er einen Bürgerkrieg gegen die Ndebele mit der mörderischen, von Nordkorea ausgerüsteten und trainierten fünften Brigade führte.

Vom Brotkorb zur Armenstube

Zimbabwe galt als der «Brotkorb Afrikas» («breadbasket of Africa»). Noch während der äthiopischen Hungerkatastrophe von 1985 bis 1988 haben wir in Addis Abeba mit den UNO-Agenturen darum gekämpft, daß sie die Nahrungsmittel nicht nur aus den Überschubbergen in Europa und den USA besorgten, sondern auch Weizen und Mais in Zimbabwe zugunsten der dortigen Landwirtschaft einkauften. Dürre hatte es für die Landwirtschaft nicht gegeben, denn auf den großen Farmen der weißen Farmer gab es Bewässerung. Die Landwirtschaft machte 37% der Exporte des Landes Zimbabwe aus, so daß man das Land nach seiner Entlassung in die Unabhängigkeit wegen seiner weiterhin gut funktionierenden Landwirtschaft und des beginnenden Rechtsstaates zu den großen Erfolgsländern des Kontinents rechnete. Auch sonst war die Wirtschaft von einer staunenerregenden Stabilität und Güte. Der US-Dollar war noch vor fünf Jahren auf einem soliden Umtauschkurs mit 8 Zimbabwe-Dollar. Heute liegt er offiziell bei 55 Zim-Dollar. Dieser soll in diesen Wochen auf 800 Zim-Dollar angehoben werden, aber der reale Umtauschkurs liegt schon bei 1400 bis 1500 Zim-Dollar für einen US-Dollar.

In der Verfassung, die der Führer der größten Befreiungsbewegung, Robert Mugabe, zusammen mit seinem Rivalen und Mitkämpfer Joshua Nkomo von der Zapu aus dem Matabeleland mit dem ehemaligen Kolonialland England im Londoner Lancaster House aushandelte, war ausdrücklich bestimmt, daß Eigentum geschützt sein mußte. Entschädigungslose Enteignung war durch die Verfassung verboten, Enteignung zum allgemeinen Wohl oder zur Besiedlung unzureichend genutzten Landes blieb jedoch prinzipiell möglich. Der Autor einer der besten Studien über das neue Zimbabwe, Christoph Reichert, schrieb 1984:² «Vorstellungen einer radikalen Landreform durch einfache Wiederinbesitznahme weißen Landes ist durch die Verfassung ein klarer Riegel vorgeschoben.» Aber von Anbeginn an gab es die Versuchung, das Land als Vergeltung für so viel Diskriminierung und Verachtung gegenüber den Schwarzen am Rande der Legalität und gegen die Verfassung einfach zu konfiszieren. Der damalige Minister für Justiz, Gesetzgebung und Parlamentarische Angelegenheiten, Dr. E. Zvobgo, sagte 1980 das, was jüngst Robert Mugabe auch wieder sagte: «Wir haben vor, Land zu enteignen und niemandem einen Pfennig zu bezahlen!» 22 Jahre später sagte es Robert Mugabe in härterem Ton.

Das Modell- und Erfolgsland konsolidierte sich in den achtziger Jahren. Wir hatten allerdings einen Krieg, der sich als klassischer Bürgerkrieg in Zimbabwe entfaltete, nicht wahrgenommen: Der

² Christoph Reichert, Das neue Zimbabwe. Gesellschaft im Übergang. Informationsstelle Südliches Afrika, Bonn 1984, S. 244f.

Ich bin heute Abend zu Ihnen gekommen, um Sie um Ihr Gebet für einen Weg aus der ersten Lage in Zimbabwe zu bitten und um an Sie zu appellieren, sich mit allen Mitteln für eine friedliche Lösung der Krise meines Landes einzusetzen. Wir sehen uns in Zimbabwe einer hoffnungslosen Lage gegenüber, und die Regierung belügt die Weltöffentlichkeit über diesen Sachverhalt. Unsere Regierung setzt weiterhin Lügen, Propaganda und Verdrehung von Tatsachen durch Behauptung von Halbwahrheiten, durch plumpe Täuschungen und grobe Falschinformationen in die Welt, weil ihre Mitglieder eine faschistische Mentalität haben.

Mein Verständnis von Jesus Christus und seiner Kirche sind der Grund für meine Überzeugung, daß Jesus Christus ein Prophet und ein Hirte ist. Als Prophet ist er ein Lehrer aller Völker und ein Bote des Wortes Gottes. Er bekämpft Sünde, Täuschung und Ungerechtigkeit. Wir sind herausgefordert, das Gleiche zu tun. Als Hirte und Priester setzte Jesus sein Leben für andere ein. Für ihn stand Gott im Zentrum. Die Kirche ist verpflichtet, die gleiche Haltung einzunehmen. Als Hirte verteidigte Jesus die Armen, die Marginalisierten und die Minderheiten. Er forderte die Mitglieder seiner Kirche auf, Sünde und Unterdrückung zu bekämpfen. (...)

Die Bevölkerung Zimbabwes ist demoralisiert. Mit Kleinkriminalität und mit Prostitution versuchen viele, sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Es gibt immer mehr Straßenkinder, mittellos gewordene Menschen, Obdachlose und Bettler. Der Hunger nimmt zu, und ich befürchte, daß wegen mangelnder Bestellung der Äcker im kommenden Jahr Tausende sterben werden. Nach meiner Kenntnis sind bis jetzt schon ca. 160 Menschen im Matabeleland verhungert. Dies ist die schlimmste Hungerdrohung seit dem Beginn der Kolonialherrschaft im Jahre 1890. Selbst Menschen, die noch Lebensmittel bezahlen könnten, können sich keine Nahrung kaufen, weil sie ihnen nicht angeboten wird. Die Beschränkungen von Speiseöl, Zucker, Milch, vor allem von Brot und Milli-Mais wirken sich auf die Lebenssituation der meisten Bewohner Zimbabwes einschneidend aus. (...)

Kommunale Leistungen wie Abfallbeseitigung und Trinkwasserversorgung sind zusammengebrochen, weil wegen fehlender Devisen die notwendigen technischen Investitionen nicht gemacht werden können. Der Graben zwischen Reich und Arm wird größer und die Reichen werden immer materialistischer und sind immer mehr auf ihren Vorteil bedacht. Mitglieder der Regierung und Parteianhänger von Präsident Mugabe sind geschickte Lügner, denn sie geben der Trockenheit die Schuld am Hunger, während jederman weiß, daß die Besetzung der Farmen und ein fehlerhaftes Management der Grund für den Mangel an Nahrungsmitteln sind. Während es genügend Geldmittel für Waffen, Flugzeuge und den Fuhrpark der Regierung gibt, hungert die Bevölkerung. Die Regierung hat keine Vorsorge für ausreichende Lebensmittelimporte getroffen, obwohl der Minister für Landreform und Landwirtschaft letztes Jahr gewarnt worden war, daß in diesem Jahr die Ernte in beträchtlichem Maße geringer sein würde. (...)

Was ich heute berichtet habe, beschreibt nur die Spitze des Eisberges. Schlimmere Dinge geschehen, werden aber nicht berichtet oder bleiben unentdeckt. Wir bitten Sie um Ihr Gebet. Wir bitten Sie, sich so gut wie möglich dafür einzusetzen, daß Präsident Mugabe und seine Anhänger ihre Politik ändern. Aufgrund der politischen Taktik der Regierung sind die Kirchen gespalten. Die Regierung wendet erfolgreich die Maxime «Divide et impera» an und kauft sich durch Bestechung ihre loyalen Gesinnungsgenossen.

Pius Alick Ncube, Bulawayo

Auszüge aus einem Vortrag, den Erzbischof Pius Alick Ncube am 7. November 2002 in Durban (Republik Südafrika) im Rahmen der «Archbishop Denis Hurley Lecture» gehalten hat. (N.K.)

Krieg im Matabeleland, ausgeführt durch die besonders harte und robuste Fünfte Brigade, die ihre Härte von einem Kontingent nordkoreanischer Ausbilder hatte. Tausende von Toten waren die Folge, die Ndebele Bevölkerung wurde durch Terror und Gewalt eingeschüchtert. Bis heute gibt es keine wirkliche Aufarbeitung der Zeit des Krieges.³

Ein Fundament des anfänglichen Erfolges war die Tatsache, daß Robert Mugabe sich nicht als Marxist oder Maoist gebärdete, sondern eine pragmatische und kluge Politik einschlug. Das Land entwickelte sich mit seinen vorhandenen Strukturen zu einem Rechtsstaat, in dem Recht und Gerechtigkeit ihren Platz hatten. Zimbabwe spielte in einer Zeit, in der Mosambik durch die RENAMO-Banden völlig destabilisiert wurde, in der in Südafrika noch die Apartheid tobte und das Land es sich weiter leistete, Nelson Mandela in Haft zu halten, eine enorm wichtige Rolle als Stabilitätsfaktor im südlichen Afrika. Was Kenya für die Länder des östlichen Afrika jahrzehntelang bedeutet hatte, war Zimbabwe lange Zeit für die Anrainerstaaten im südlichen Afrika. Ich erinnere mich an Besuche in den achtziger Jahren, als eine Arbeit zugunsten der total gebeutelten Menschen in Mosambik nur von Harare aus möglich war. Die Route nach Beira wurde von der Armee Zimbabwes aufrechterhalten, und nach Tete im äußersten Norden von Mosambik konnte man nur von Harare über Nyamachanda mit dem Auto fahren.

Nun aber war das Fundament der Stabilität die Selbsternährung, die Subsistenz der Nahrungserzeugung. Die Tatsache, daß über 4000 weiße Farmer vom Jahre 2001 an ihre Ländereien verlassen mußten, wäre noch besser zu verkraften gewesen, wenn wenigstens auf diesen Farmen jetzt gearbeitet würde und die Bevölkerung die landwirtschaftlichen Ergebnisse der neuen schwarzen Farmer genießen und sehen könnte. Aber nichts ist zu sehen. Es gab in Zimbabwe keine Landreform, sondern die Ablenkung einer Mugabe feindlichen Stimmung auf die weißen Farmer.⁴ Die Regierung ließ die Kriegsveteranen, eine sehr bedenkliche Schlägertruppe, unter ihrem Führer Chengeraj Hitler Hunzvi (er trug wirklich den Kriegsnamen Hitler) in Gewaltstürmen diese Farmen okkupieren, die Weißen vertreiben, Farmen und Farmhäuser schleifen und plündern. Aber nicht um sie zu beackern, zu pflanzen, zu säen und die Felder zu kultivieren, sondern getreu dem Schlachtruf aus den Tagen der Französischen Revolution («enrichissez-vous», «bereichert Euch»). Dies alles mit Erlaubnis der Regierung und der Polizei, die gehalten war nicht einzugreifen, wegzuplündern.

Wird das Land seine alte Form wiederfinden und zu neuen Ufern aufbrechen? Wird es die noch intakte Infrastruktur erhalten können, die jetzt gefährdet ist? Werden die Menschen ihre engelgleiche Geduld bewahren, die sie dazu bestimmt, bis zu fünf Stunden täglich in Brot- und Benzinschlangen zu warten?

Die politische Opposition

Ich spreche in Bulawayo mit dem Schattenjustizminister David Coltart im 4. Stock des großen Anwaltgebäudes in der 8. Avenue von Bulawayo. Die Britische Kolonialherrschaft hat in Zimbabwe Spuren hinterlassen. Viele Formen sind in dem Land erhalten geblieben, u.a. auch die Angewohnheit der jeweiligen Opposition, dem Wählervolk ein Schattenkabinett vorzustellen. Der brillante Anwalt, der schon den damaligen Ndebele Widerstandsführer Joshua Nkomo verteidigt hatte, ist voller Optimismus, daß seine Partei, die MDC es schaffen kann, wenn sie an die Regierung kommt. Aber dies ist schwer, denn die Partei muß sich

³ Robert I. Rotberg, *Africa's Mess, Mugabe's Mayhem*, in: *Foreign Affairs* 79 (September/Oktober 2000) 5, S. 47–61; Doris Lessing, *The Jewel of Africa*, in: *New York Review of Books* vom 10. April 2003; *International Crisis Group*, Hrsg. *Zimbabwe: Danger and Opportunity* (African Report 60) Harare und Brüssel, März 2003; *Catholic Commission for Justice and Peace in Zimbabwe*, *Legal Resources Foundation*, Hrsg., *Breaking the Silence – Building True Peace. A Report into the Disturbances in Matabeleland and the Midlands 1980–1988. A Summary*, Harare April 1999.

⁴ Daniel Compagnon, *La prétendue «réforme agraire» au Zimbabwe. A qui profite le crime?* In: *Etudes*, März 2003, S. 297–307.

mit demokratischen, das heißt gewaltlosen friedlichen Mitteln, in einem Staat durchsetzen, der längst keine Demokratie mehr ist. Die MDC wird denunziert, sie sei von Großbritannien bezahlt. Ihre Partei- und Öffentlichkeitsarbeit werden auf das äußerste eingeschränkt. Ein neues Gesetz, das ohne Parlament verabschiedet wurde, gibt der Polizei willkürlich das Recht, jede politische Versammlung aufzulösen. Und eine politische Versammlung beginnt, wenn mehr als zwei Personen ihre Köpfe zusammenstecken oder an einer Ecke herumstehen.

David Coltart ist davon überzeugt, daß die Oppositionspartei alles tun müsse, um ihren Kampf weiterhin mit demokratischen Mitteln zu führen. Aber, so sagt er mir, es gäbe mittlerweile genügend Falken in seiner Partei, auch in seinem Wahlkreis, die ihm sagen würden: «Was hat uns der gewaltfreie Widerstand gebracht? Wir werden unschuldig ins Gefängnis geworfen, jede Demonstration wird gesprengt, die Gerichte funktionieren nicht mehr, wir Bürger sind schutzlos der Willkür preisgegeben! Und in dieser Lage fordert uns die große, erst seit 1999 existierende Oppositionspartei auf, friedlichen Widerstand zu leisten und die rechte Wange hinzuhalten, wenn man uns auf die linke schlägt.» Ich kenne solche Debatten und Untergrundgespräche aus dem Kosovo, wo die Partei von Ibrahim Rugova, die LDK, nach acht Jahren gewaltlosen Widerstandes von einer ungeduldigen jungen Generation gefragt wurde: Was hat uns dieser Widerstand gebracht? Eher das Gegenteil von wirklichen Erfolgen. Denn die Welt – die westliche – ist ja beruhigt: sie braucht nichts tun, solange keine Bombe hochgeht und kein Selbstmordattentäter sich in die Luft sprengt.

David Coltart ist ein brillanter Politiker, gewandt, gebildet, klug, und zugleich ganz nahe an den Graswurzeln, der ohne jeden Bodyguard auf der Straße geht, obwohl er immer durch Schergen und «Youth Winger» gefährdet ist. Er ist besorgt über die zunehmende Zahl von verhetzten jungen Leuten, die in Trainingscamps des «National Service» zum Haß gegen die Weißen und zum Haß gegen die Kollaborateure der Weißen und zum Haß gegen alles, was nicht in der Zanu-PF zusammengefaßt ist, trainiert und formiert werden.

In den Tagen um den Geburtstag des Präsidenten wurde bekannt, daß die Frau des Präsidenten, die 37jährige Grace, die Robert Mugabe nach dem Tode der beliebten Landesmutter Sally geheiratet hatte, mit zum Afrika-Gipfel nach Paris gekommen war und dabei der einzigen Tätigkeit nachging, für die sie als First Lady des Landes tauglich ist: Shopping. Titelzeile der «Daily News»: «Grace goes shopping.»

Das Land steht an einem Scheideweg. Alle sind abhängig von der Regierung, weil keiner den Hunger der Kinder und der armen Landbevölkerung dulden will, dafür braucht man aber Einfuhrlicenzen, die man nur bei Wohlverhalten von der Regierung bekommt. Denn die Regierung will gar nicht, daß die Hälfte der Bevölkerung ernährt wird, die nach ihrer Meinung das Verbrechen begangen hat, die MDC zu wählen. Wir können auch mit 6 Mio. Menschen auskommen, hat der Parlamentspräsident gesagt. Damit meint er die Wähler der Zanu-PF, die Shona, und die Kriegsveteranen.

Noch gibt es keine revolutionäre Stimmung. Aber hier und da flackert Empörung auf. So in Binga, im äußersten Westen des Landes, etwas nördlich von den Victoria-Fällen, zu denen in diesen Monaten kaum ein Tourist aus Europa sich verirrt. In Binga wurden lange Zeit von den Jugendmilizen der Zanu-PF die Nahrungsmittel konfisziert, weil dieser Ort bestraft werden mußte. Warum? Er hatte auch die Oppositionspartei MDC gewählt. Jetzt wurde der Distrikt-Administrator von einer aufgebracht Menge fast gelyncht. So könnte, wenn in anderthalb Monaten der Strom ausfallen und in den Städten dann die Wasserversorgung nicht mehr gesichert werden kann, der Aufstand beginnen. Aufstände in Afrika sind etwas Riskantes, es werden Waffen eingesetzt, und in kurzer Zeit sind die letzten Reste der Infrastruktur zerstört. Jetzt wirkt das Land noch wie eine berauschte Wunderwelt aus Natur und Zivilisation, in der gute Straßen und Bauernhöfe, Safaris und Parks den europäischen Besucher zwi-

schendurch vieles vergessen lassen, was es an bedenklichen Tendenzen in dem Land gibt.

Die «Landreform» hat sich für die herrschende Klasse gelohnt. Robert Mugabes Familie und die engsten Ministerfreunde sind über die sog. Landreform stolze Farmbesitzer geworden. War das die Idee der Landreform? Nach einem Bericht, den die Johannesburger «Sunday Times» auf Grund einer ihr zugespielten internen Dokumentation Ende Februar brachte, hat sich Mugabes Schwester Sabina drei Bauernhöfe unter den Nagel gerissen, von denen die weißen Farmbesitzer ohne Entschädigung verjagt wurden. Informationsbesitzer Jonathan Moyo, der so eifersüchtig darauf bedacht ist, daß niemand mehr über Zimbab-

we berichten darf und die Pressegesetze drakonisch verschärft hat, hat sich ebenfalls mit drei Farmen königlich bedient. Eine ganze Reihe weiterer Minister und Gouverneure der Regierungspartei Zanu-PF wurden gleichfalls gut bedient. Währenddessen wissen die Menschen im Lande nicht mehr, wie sie an das tägliche Brot kommen sollen. Das Welternährungsprogramm schätzt mittlerweile, daß 7,2 Millionen der Zimbabwer von Nahrungsmittelhilfe aus dem Ausland abhängig sind. Selten habe ich in den letzten Jahren Menschen inniger die sonst von uns so besinnungslos vorgetragene Bitte im «Vater Unser» beten gehört – wie in der Kathedrale von Bulawayo...

Rupert Neudeck, Troisdorf

PHOTOGRAPHIEREN IN BRASILIEN

Ein Abenteuer zwischen Zivilisation und Barbarei

«Berühmt waren in Paris weder Monet noch Manet, noch Picasso, Degas oder irgendeiner der Maler, die die Museen der Welt bevölkern sollten. Berühmt war Nadar (...). Alle grüßten Nadar, der kein Maler, sondern Photograph war. (...) Alle wollten vor sein Objektiv, selbst der aufbrausende Baudelaire, der verlauten ließ, die Photographie ruiniere den Rest göttlicher Inspiration im französischen Geist, selbst Baudelaire ließ sich von seinem Freund Nadar photographieren. Es sind die besten Bilder des Dichters.»¹

Der Roman «O Pintor de Retratos» von Luiz Antonio de Assis Brasil erzählt die fiktive Geschichte eines jungen Italieners – Sandro Lanari – Sproß einer Familie aus Ancona, die seit Jahrhunderten von der Porträtmalerei lebt. Wohl kann die Dynastie der Lanari auf gewisse familiäre Glorien zurückblicken, die sich in Bischofsporträts und einem Ring aus rosafarbenem Saphir manifestieren. Dennoch sind sie lediglich mittelmäßige Vertreter ihrer Kunst, stets vom finanziellen Ruin bedroht. Der junge Sandro wird auf Wanderschaft geschickt und soll in Paris erlernen, was ihm Italien nicht bieten kann – den neuesten Stand seiner Kunst.

Die Geschichte des italienischen Porträtmalers fällt zusammen mit einer historischen Wende, der Erfindung der Photographie, die die traditionelle Rolle der Malerei und insbesondere die Porträtminiatur in Frage stellt.² Die Rolle der Photographie beschränkt sich dabei nicht nur auf eine neue Technik der Wiedergabe, sondern sie stellt – zumindest in der Person Nadars – den Anspruch auf eine eigenständige Kunstform, in direkter Konkurrenz zur Malerei.³

Ein Maler als Opfer der Technik

«Es kam der Tag, da rannte er [Sandro Lanari] auf die Straße, weil ihm der Kopf zu zerspringen drohte (...). Er lief die Rue Saint Antoine hinunter, als er bemerkte, daß ihn jemand beobachtete. Er drehte sich um. Der Blick kam aus einem Schaufenster. Es war kein Mensch. Es war die Photographie einer jungen Frau

(...) eine fröhliche Kurtisane mit leuchtenden Augen, in eine römische Tunika mit Quasten und Fransen gehüllt. Die Schultern waren nackt und zeigten eine straffe, gesunde Haut. Die schwarzen, gescheitelten Haare glichen den Flügeln der Nike von Samotrake. Am Fuß des Bildes war zu lesen: *L'Actrice Sarah Bernhardt. Photo de Nadar.*»⁴

Gaspard-Félix Tournachon (1820–1910), genannt Nadar, wurde in Paris als Sohn eines Druckers geboren. Nach einem journalistischen Debüt in Lyon tauchte er ein in die kurzlebige Bohème der Zweiten Republik (1848–52). Ab 1854 entdeckte Nadar seine Leidenschaft für die Photographie. Nachdem er zunächst auf dem Dach seines Hauses ein Labor improvisiert hatte, bezog er 1860 am Boulevard des Capucines ein großzügiges Atelier, was ihn dazu zwang, seinen Kundenkreis – die Pariser Bohème und die Literaten der Romantik – um die ihm gleichgültige Gesellschaftsschicht des Bürgertums und seiner Politiker zu erweitern.⁵ Nadars photographische Porträts seiner Zeitgenossen – Honoré Daumier, Charles Baudelaire, Théophile Gautier, Gérard de Nerval, George Sand – die seine Freunde und Modelle waren, haben bis heute nichts von ihrer Unmittelbarkeit verloren. Ihnen verdanken wir, daß nicht nur die Werke, sondern auch die Persönlichkeit ihrer Autoren für uns lebendig geblieben sind.⁶ Obwohl Nadar bis kurz vor seinem Tod ein photographisches Atelier führte, verlor er rasch das Interesse an dem neuen Medium. Trotzdem gelangen ihm bis zu seinem Lebensende immer wieder Meisterwerke, wie dasjenige der jungen Sarah Bernhardt.⁷

Im Roman wird der Photograph Nadar zur fixen Idee im Kopf des Sandro Lanari. Je mehr er daran zweifelt, mit der traditionellen Kunst seiner Vorfahren – der Porträtmalerei – ein Auskommen zu finden, vielleicht sogar berühmt zu werden, desto mehr haßt er Nadar und alle Porträtphotographen. Immer wieder treibt es ihn vor das Schaufenster im Marais-Quartier, in dem die neuesten Photographien seines Haßidols ausgestellt sind. Zuletzt erblickt er dort den Anarchisten Bakunin, einen «Riesen, der den Betrachter mit beklemmendem Wahnsinnsblick fixierte, wobei der zur nihilistischen Grimasse verzerrte Mund fast im zerzausten Bart verschwand».⁸ Ja, das war ein Porträt. Wie sollte er sich gegen eine solch übermächtige Konkurrenz behaupten können? An diesem Scheideweg angekommen, entschließt sich der glücklose Porträtmaler zur Flucht nach Brasilien, in die Neue Welt. Dort, unterhalb des Äquators, hatte wohl niemand den Namen Nadar gehört.

⁴ S. Anm. 1, S. 25.

⁵ Vgl. Maria Morris Hambourg, Nadar – ein Porträt, in: Dies., Hrsg., Nadar. Katalog anlässlich der Ausstellung im Musée d'Orsay, Paris (1994) und The Metropolitan Museum of Art, New York (1995). München 1995, S. 1–29.

⁶ Vgl. Françoise Heilbrun, Nadar und die Kunst des photographischen Porträts, in: Maria Morris Hambourg, Hrsg., Nadar (vgl. Anm. 5), S. 33–55.

⁷ Nadar (Gaspard-Félix Tournachon), in: Encyclopedia of photography. Crown, New York 1984, S. 353–354.

⁸ S. Anm. 1, S. 42.

¹ Luiz Antonio de Assis Brasil, O Pintor de Retratos, 3a ed. L&PM, Porto Alegre 2002, S. 20–21. – Luiz Antonio de Assis Brasil (*21.6.1945) studierte Jurisprudenz und Musik und spielte jahrelang als Cellist im Symphonieorchester von Porto Alegre. 1984–85 reiste er mit einem Stipendium des Goethe-Instituts nach Deutschland und bekleidete anschließend mehrere öffentliche Ämter im Staat Rio Grande do Sul. 1990 veröffentlichte er «Videiras de Cristal» (Glasfenster), einen Roman über den Aufstand der deutschen Siedler im 19. Jahrhundert. 1992 folgte die Trilogie «Perversas Famílias», die er auf Einladung des DAAD in Berlin, Eichstätt und Heidelberg präsentierte. Dem im letzten Jahr publizierten Roman «O Pintor de Retratos» (Der Porträtmaler) wurde von der Nationalbibliothek in Rio de Janeiro der Titel «Roman des Jahres» zuerkannt.

² Vgl. Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie (Edition Suhrkamp 28). Suhrkamp, Frankfurt/M. 1977, S. 10–11.

³ Vgl. Carlos Reis, O romance da fotografia, in: Jornal de Letras 12.12.2001, S. 19.

Zwischen Adria und Guaíba

«Sandro Lanari tauchte in Porto Alegre an einem heißen, schwülen Sommertag auf. Die Wolken hingen tief und es roch nach Regen. Bei seiner Ankunft hatte er einige Keilrahmen mit weißer Leinwand, eine Staffelei, ein Köfferchen mit Farben, Terpentin, Pigmenten, Spachteln und syrischem Asphalt bei sich, der die Farbmischungen zum Leuchten bringt und Fabriano-Papier für seine heimliche Leidenschaft – die Aquarelle. Daneben schleppte er einen mit russischem Leder gefütterten Überseekoffer mit blinkenden Beschlägen, der neben seiner Wäsche *Il Libro dell'Arte* von Cenino Cenini enthält.»⁹

Wie alle europäischen Einwanderer seiner Zeit, so ist auch Sandro Lanari ein Fremder, der sich dem provinziellen Milieu von Porto Alegre überlegen fühlt. Diese Überlegenheit ist jedoch fragwürdig, denn der Italiener ist gleichzeitig Vertreter einer überholten Kunstform, der Porträtmalerei. So mischt sich in sein Auftreten Stolz mit Unterwürfigkeit. Wie in Ancona, so betrachtet er auch hier die Landschaft auf der Suche nach Motiven: «Dort war es die Adria, bevölkert von besessenen Helden mit wirrem Haar (...) jene Adria, auf der dickbauchige venezianische und byzantinische Galeeren seit Urzeiten vorbeiglichen, Horf der Götter und Schauplatz schicksalsträchtiger Schlachten für die Zukunft der Menschheit. Hier war es der Guaíba.»¹⁰

Zwischen 1875 und 1914 emigrierten Tausende von Italienern nach Brasilien, wo sie vor allem in Handel und Landwirtschaft tätig waren. Nicht Abenteuerlust trieb sie, sondern schlichte Not und die Hoffnung auf ein besseres Leben. In den Städten, vor allem in São Paulo und Porto Alegre, der Hauptstadt des Staates Rio Grande do Sul, waren sie zahlreich vertreten. Nossa Senhora Madre de Deus de Porto Alegre war am Ende des 19. Jahrhunderts noch ein beschauliches Städtchen mit baumbestandenen Plätzen, dessen bescheidener Wohlstand durch die Exporte der deutschen Kolonien in der Umgebung bedingt war. Die Italiener waren das kosmopolitische Element: schon vor 1875 gab es Bildhauer, Maler, Künstler, Musiker aus Süditalien, die sich in der Stadt niederließen und bald zur lokalen Elite gehörten.¹¹

Im Roman steht die Ankunft Sandro Lanaris unter keinem günstigen Stern: Zwar gelingt es ihm, das Wohlwollen der katholischen Kirche zu gewinnen, doch schon der erste Auftrag endet mit dem Tod: sein Modell, der *Provedor da Santa Casa*, stirbt während einer Porträtsitzung. Sandro malt zwar das Bild zu Ende, kann jedoch den Tod nicht auf der Leinwand fixieren. Der

⁹ Ebd., S. 51.

¹⁰ Ebd., S. 55.

¹¹ Vgl. Núncia Santoro de Costantino, Gli emigranti dall'Italia del sud a Porto Alegre, studio di storia sociale, in: La presenza italiana nella storia e nella cultura del Brasile. A cura di Rovilio Costa e Luis Alberto de Boni. Fondazione Giovanni Agnelli, Torino 1991, S. 265–270.

Burg Rothenfels 2003

Mitleid – Kunstfehler oder Chance? mit Prof. Dr. Rainer Krause (Klinische Psychologie/Saarbrücken), Dr. Joachim Koffler (Theologische Ethik/Freiburg), Prof. Dr. Michael Schmidt (Innere Medizin/Würzburg), Erhard Weiher (Klinikseelsorger / Mainz) vom 9.–11. Mai 2003.

Vorletzte Mission – Geistliches Wunderhorn – Große deutsche Kirchenlieder – mit Prof. Dr. Ansgar Franz, Prof. Dr. Hermann Kurzke, Prof. Dr. h.c. Christa Reich, Prof. Dr. Alex Stock vom 17.–19. September 2003

Information und Anmeldung: Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, Tel.: 09393 – 99999, Fax 99997, Internet: www.burg-rothenfels.de; E-Mail: verwaltung@burg-rothenfels.de

zweite Auftrag, das Porträt eines Anwalts der Oppositionspartei, endet im Desaster: eine Affäre mit der Tochter zwingt ihn zur Flucht ins Hinterland, Schauplatz eines der zahlreichen Bürgerkriege. Hier entdeckt Sandro Lanari seine wahre Berufung – die Photographie.

Die fotografierte Barbarei

«Im Rio Grande brachen die Revolutionen ohne ersichtliche Gründe aus. Es gab viele Revolutionen (...). Da es kostspielig war, Gefangene zu unterhalten, brachte man sie um. Die Unglückseligen wurden in einer Reihe aufgestellt, und ein grausamer Kerl riß ihnen die Halsschlagader mit einem Messer auf. Der auf sich allein gestellte Sterbende faßte sich an den Hals, um den Blutstrom zu stoppen. Er stolperte, die Beine knickten ein und er fiel zu Boden (...). In Paris schuf Rodin *Le baiser* aus feinstem Marmor und Debussy komponierte *L'après-midi d'un faune*.»¹²

Auf den Reisen durch das Hinterland – von Porträtsitzung zu Porträtsitzung – geht Sandro Lanari nach und nach seines europäischen Erbes verlustig: Er malt hohe Offiziere, Priester, ruinierte Schlachter und ihre Gattinnen. Da ihm die Farben auszugehen drohen, lernt er von einem Indio, wie man Pigmente aus Steinen, Blutläusen und rauchgeschwärtzten Spinnweben gewinnt. Statt der weißen Leinwand verwendet er Bettzeug; die Freude am Aquarellieren ist ihm abhanden gekommen. Eines Tages wirft er verächtlich Cenino Ceninis Malerhandbuch in ein dreckiges Rinnsal: «Scher dich fort, alter Pedant, Du bist wertlos in diesem Teil der Welt.»¹³ Zum Schluß wird er von den politischen Ereignissen überrollt: ein Bataillon der republikanischen Regierungspartei, die «Quinta Unidade Legalista», nötigt ihn mit Waffengewalt, die Rolle des Kriegsphotographen zu übernehmen. Die Offiziere wollen bei jeder Gelegenheit abgelichtet werden, bevor ihr letztes Stündlein geschlagen hat. Sandro wird gezwungen, eine Hinrichtung zu photographieren, die berühmte «Degola»: «Vor einer Gruppe von Soldaten zeichnete sich das finstere Gesicht des Adão Latorre ab (...). Er war nackt bis zum Gürtel und von oben bis unten mit Blut bespritzt (...). Sie schleppten einen weiteren Gefangenen herbei, der abgeschlachtet werden sollte. Es war ein Mann mit herkulischen Schultern, dessen Muskeln die Nähte der Kleider aufrissen. Latorre ging in Stellung. «Nein!» – Sandro riß das Tuch vom Kopf, hob den Arm und schrie: «Nein!». Latorre ließ das Messer sinken. Starr vor Entsetzen blickte der Gefangene auf den Photoapparat. Die Sonne trat durch die Wolken. Sandro öffnete den Verschuß der Kamera, belichtete, schloß den Deckel. Mit einem Hieb durchschnitt Adão Latorre die Halsschlagader.»¹⁴

In seinem Essay «Die helle Kammer»¹⁵ betont Roland Barthes die enge Verwandtschaft der Photographie mit dem Tod: All die jungen Photographen, die durch die Welt hasten auf der Suche nach einem Scoop, wissen nicht, daß sie Agenten des Todes sind. Denn die Photographie – so Barthes – verwandelt lebende Personen in tote Bilder. Roland Barthes betont im weiteren die Wahlverwandtschaft zwischen Lichtbild und Theater: schon die Schauspieler der Antike sonderten sich von der Gemeinschaft ab, indem sie die Rolle der Toten spielten und sich die Gesichter schminkten. Wie sehr man sich auch bemüht, in der Photographie etwas Lebendiges zu sehen, so ist sie doch eine Art urtümlichen Theaters: die Darstellung des reglosen, geschminkten Gesichts, ein Abbild der Toten.

Diese enge Beziehung zwischen Photographie und Tod gilt im besonderen für die Kriegsphotographie, wie sie im 20. Jahrhundert vom Ungarn *Endre Ernő Friedmann*, alias *Robert Capa* (1913–1954) verkörpert wurde. Sein berühmtestes Bild, der Tod

¹² S. Anm. 1, S. 120–121.

¹³ Ebd., S. 117–118.

¹⁴ Ebd., S. 134–135.

¹⁵ Roland Barthes, Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie. Übersetzt von Dietrich Leube (Suhrkamp Taschenbuch 1642). Suhrkamp, Frankfurt/M. 1989, S. 40–41, 88–89.

des spanischen Republikaners¹⁶ von 1936 ist packend, weil der Photograph den Platz des Mörders einnimmt, indem er aus nächster Nähe «schießt». Hier wird das Paradox des Kriegsfotographen deutlich, der den Abzug im selben Moment betätigt, da sich der Schuß löst. Im Roman von Luiz Antonio de Assis Brasil «erschießt» Sandro Lanari den Gefangenen nicht mit der Kamera. Stattdessen bildet das Auge des Sterbenden den Photographen auf seiner Netzhaut ab: während die photographische Platte die barbarische Hinrichtung fixiert, entsteht auf der Retina des Sterbenden ein anderes Bild: der photographierte Photograph.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es eine weitverbreitete Ansicht, wonach das letzte Bild im Auge eines Sterbenden auf seiner Netzhaut eine gewisse Zeit «gespeichert» bleibe. Wenn es folglich gelang, die Augen eines Ermordeten rasch zu photographieren, so konnte der Mörder aufgrund des Netzhautbildes identifiziert werden.¹⁷ 1876 entdeckte der Physiologe Franz Boll (1849–1879), daß die äußere Schicht der Netzhaut bei Mensch und Tier purpurfarben ist. Dieser Seh-Purpur verblaßte, sobald er dem Licht ausgesetzt war; im Dunkeln trat der ursprüngliche Zustand wieder ein. Willy Kühne (1837–1900) entwickelte Bolls Theorien weiter. Dem Heidelberger Physiologen gelang es nicht nur, den Zerfall des Seh-Purpurs nach dem Tod zu verfolgen, sondern auch ein letztes Bild zu fixieren. Im Roman wird die von Bill Jay beschriebene Netzhautphotographie zur zentralen Metapher.

Die ersten Lichtbilder waren häufig Ausgangspunkt für literarische Debatten über die realistische Darstellungsweise, besonders in der Literatur, so Jennifer Green-Lewis.¹⁸ Das ist einerseits darauf zurückzuführen, daß Photos ein erzählerisches Potential in sich tragen, in dem sie zum Ausgangspunkt für Geschichten werden können. Zum anderen ist das Lichtbild eng verknüpft mit der Idee der Glaubwürdigkeit. Und dennoch ist das Photo nicht mehr als eine Metapher, eine potentielle Geschichte auf der Suche nach einem Erzähler. Im Roman von Luiz Antonio de Assis Brasil gibt es einen solchen Ausgangspunkt, ein anonymes Photo von 1893. Es zeigt einen Halsabschneider, der dem Opfer das Messer an die Kehle setzt.

Thematik des fremden Auges

«Wie soll man ein Gesicht beschreiben (...), ohne daß das, was wir schreiben, nicht ebenso viele verschiedene Sichtweisen suggeriert, wie wir Leser haben?», fragte 1939 Paul Valéry bei der Hundertjahrfeier der Photographie¹⁹ und fuhr fort: «Man schlage einen Reisepaß auf, und die Fragestellung wird sofort deutlich: Die Personenbeschreibung, die man dort hineinkritzelt, hält keinem Vergleich mit dem Beweis stand, den man daneben gesteckt hat.» Wenn auch die Photographie die äußere Sichtbarkeit von Gegenständen besser widerspiegelt als die Sprache und – gemäß Paul Valéry – die Kurzbeschreibungen im Reisepaß (Größe, Augenfarbe, Nationalität) den Vergleich mit dem Paßbild nicht aushalten, so drängt sich doch die Frage auf: Kann die Kunst jede Realität erfassen, auch wenn sie ihr völlig fremd ist?

Der Roman «O Pintor de Retratos» beschreibt einerseits den Konflikt zwischen Zivilisation und Barbarei, wie er sich exemplarisch im Thema des Bürgerkriegs und seiner Grausamkeit niederschlägt. Daneben greift er die Thematik des fremden Auges wieder auf, das alles, was es sieht, in Bilder verwandelt.²⁰ Seit der Entdeckung war das Bild Brasiliens von fremden Augen be-

¹⁶ Vgl. Jean-Pierre Naugrette, Sur Robert Capa: la photo, la guerre, la mort, in: Jardins d'hiver: littérature et photographie. Textes recueillis par Marie-D. Garnier. Presses de l'École Normale Supérieure, Paris 1997, S. 133–169.

¹⁷ Vgl. Bill Jay, Images in the eyes of the dead, in: British Journal of Photography 128 (1981), Nr. 5, S. 124–127, 132–135.

¹⁸ Vgl. Jennifer Green-Lewis, Framing the Victorians: photography and the culture of realism. Cornell University Press, Ithaca/N.Y. 1996, S. 20–26.

¹⁹ Paul Valéry, ... das zu beschreiben, was sich von selbst einschreiben kann. Vortrag, gehalten zur Hundertjahrfeier der Fotografie am 7. Januar 1939, in: Fotogeschichte 6 (1986), Heft 20, S. 5–8.

²⁰ Vgl. Regina Zilberman, Um artista e seus limites, in: Jornal do Brasil 11.8.2001, S. 3.

stimmt – Pedro Álvares Cabral, Amerigo Vespucci, Nicholas de Villegaignon. Ist dieses Auge jedoch imstande, das Gesehene adäquat wiederzugeben? Im Roman von Luiz Antonio de Assis Brasil wird die These vertreten, daß die Kunst – sei es die traditionelle Malerei oder die moderne Photographie – unfähig ist, die Gegensätze darzustellen, die die Welt des Sandro Lanari ausmachen. Wohl versucht der Italiener, zuerst mit der Technik der Malerei, dann der Photographie, die neue Umgebung festzuhalten, allein seine Kunstfertigkeit läßt zu wünschen übrig: Das Entscheidende entgeht ihm, die Revolution ist für ihn lediglich ein Kampf zwischen weißen und roten Halstüchern.

1933, zehn Jahre nach der mexikanischen Revolution, prägte der peruanische Essayist Luis Alberto Sánchez die Formel: «Amerika, Roman ohne Romanciers».²¹ Lateinamerika, so Sánchez, fehle es nicht an literarischem Stoff: großartige Landschaften, Kulturkonflikte, Revolutionen und eine späte, tragische Moderne. Doch sei es bis jetzt noch niemandem gelungen, diese Wirklichkeit in Worte zu fassen.

Heute, vier Jahrzehnte nach dem Boom des lateinamerikanischen Romans, stellt ein brasilianischer Schriftsteller die Frage nach der Darstellbarkeit Amerikas von neuem: In der Person des mittelmäßigen, dicken italienischen Malers Sandro Lanari wird Zweifel angemeldet an einer Kunst, die mit europäischen Methoden und Techniken eine ihr fremde Realität darzustellen versucht. «O Pintor de Retratos» ist ein faszinierender Roman, entstanden an der Schnittstelle zwischen Brasilien und dem Rio de la Plata, der es verdient, in mehr als nur einer Sprache gelesen zu werden.

Albert von Brunn, Zürich

²¹ Vgl. Luis Alberto Sánchez, América: novela sin novelistas. Librería Peruana, Lima 1933.

Rede, daß ich dich sehe

Erzählungen aus Litauen*

Literatur gibt oftmals über das Leben in einem Land deutlicher Auskunft als alle wissenschaftlichen Forschungen zusammen. «Rede, daß ich dich sehe, sagen wir. Rede, daß wir dich sehn.» So lesen wir den aus der Antike auf uns gekommenen Satz in Johannes Bobrowskis einzigartigem Romanfragment «Litauische Claviere», in dem er auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges, kurz vor seinem Tode sein «Generalthema», die Beziehung zu den östlichen Nachbarn, noch einmal aufgenommen hatte: «Weil ich um die Memel herum aufgewachsen bin, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit.» In diesem Erzählgewebe, das auch litauische Worte wie Einschlüsse im Bernstein mitführt, gewann noch einmal die kosmopolitische Atmosphäre der Welt diesseits und jenseits der Memel in ihrer litauischen, jüdischen, polnischen Vielfalt kurz vor den Verheerungen der zweifachen sowjetischen und der deutschen Okkupation Sprache und Gestalt.

Litauen ist im Kalten Krieg als Nachbarland aus dem Blickfeld der Westeuropäer nahezu verschwunden. Das Land hat durch Flucht, Massenmord an den litauischen Juden und durch Deportation auch nichtjüdischer Litauer im 20. Jahrhundert mehr als ein Drittel seiner Vorkriegsbevölkerung verloren. Und doch ist ein Strom von Tausenden von Litauern seit Herbst 1944 in den Westen, insbesondere zunächst nach Deutschland geflüchtet. Dort wurden in DP-Lagern ihre Kinder in litauischer Sprache unterrichtet, Verlage, Zeitungen und Zeitschriften waren bald gegründet, noch in den vierziger Jahren wurden in Flüchtlingslagern literarische Impulse gesetzt, bevor Flüchtlinge und weitere Jahrzehnte lang Exilanten nach Kanada, Australien oder in die USA übersiedelten, wo sie manchenorts auf intakte litauische

* Cornelius Hell, Hrsg., Meldung über Gespenster. Erzählungen aus Litauen. Herausgegeben und übersetzt von Cornelius Hell unter Mitarbeit von Lina Pestal und Rita Hell. Otto Müller Verlag, Salzburg-Wien 2002. Euro 18,-, SFr. 31.10.

katholische Gemeinden trafen, deren eigene ältere Exilerfahrung bereits seit dem 19. Jahrhundert schöpferisches Potential in Kunst und Wissenschaft entwickelt hatte. Dem Flüchtlingsstrom nach der zweiten sowjetischen Besetzung des Landes innerhalb von drei Jahren gehörten insbesondere seit 1944 auch viele der herausragenden litauischen Schriftsteller (z.B. Antanas Škėma, Marius Katiliškis, Tomas Venclova) an. Unter den etwa 75000 nach Westen flüchtenden Menschen sollen allein etwa hundert Mitglieder der litauischen Schriftstellervereinigung gewesen sein. Vor allem die Generation der in den zwanziger und dreißiger Jahren Geborenen hat im Exil neue Schwerpunkte erschrieben und herausragende Werke geschaffen, die auch deshalb bleiben werden, weil sich ihre Bedeutung nicht allein aus der Thematisierung der verlorenen Heimat und ihrer zuweilen verklärenden Romantisierung herschreibt.

Litauen war 2002 Gastland an der Frankfurter Buchmesse

Es ist zu hoffen, daß die Entscheidung, Litauen 2002 als Gastland auf die weltgrößte Messe nach Frankfurt am Main zu laden, eine neugierige und vor allem kontinuierliche Auseinandersetzung der Westeuropäer mit dieser kleinen Literatur des baltischen Nachbarn einleitet und nicht ein nur kurzlebiger Feuer angefaßt hat, das höchstens bei den Allernähesten die trügerische Vorstellung wecken könnte, es sei litauische Literatur fortan gewichtiger Bestandteil des westeuropäischen Lesekanons. In Ausstellungen, Lesungen, Berichten ist der Blick für Litauen und seine Literatur zwar geschärft worden, doch ist der Betrieb einer Messe weder langfristig tragfähige Voraussetzung noch Garant für zukunftsfähige Auseinandersetzung.

Überzeugende und erfahrene literarische Übersetzer aus dem Litauischen sind zudem noch rar. Das Litauische, schwer zu erlernen, gehört zu den ältesten indoeuropäischen Sprachen, die noch gesprochen werden. Das Goethe-Institut Vilnius nahm die Frankfurter Messe zum Anlaß – wenn auch leider durch Terminzwänge viel zu kurzfristig vor dem Messeereignis –, litauische und deutsche Dichter einzuladen, am komplexen Übersetzungsprozeß einer Auswahl litauischer Verse teilzunehmen und sie aus Interlinearübersetzungen in eine Gestalt zu bringen, die im Oktoberheft 2002 der «Akzente» nachzulesen ist.

Cornelius Hell, Wissenschaftspublizist und Übersetzer, hat nun die Anthologie «Meldung über Gespenster. Erzählungen aus Litauen» vorgelegt, dem Band ein Vorwort zu Themenschwerpunkten und Gestalten der litauischen Literatur beigefügt und, was hilfreich ist, für die im Band vertretenen Autoren und Texte übersichtlich und knapp Informationen für eine erste Orientierung mitgegeben. Er gliedert seinen Band in fünf Abteilungen, deren Überschriften vornehmlich der politischen Geschichte Litauens und deren Implikationen für die Literatur des Landes Rechnung tragen. Der Band versammelt zwanzig Prosatexte, die durch ihre Anordnung den Leser anregen, Entwicklungslinien im sich wandelnden litauischen Selbstverständnis zu suchen. Glücklicherweise widersteht Hell der Versuchung, durch seine Akzentsetzungen in der Anthologie vorschnell Parameter für eine künftige litauische Literaturgeschichte zu suggerieren. Er hat sich bei der Auswahl der Kostproben ersichtlich nicht vornehmlich auf künstlerische Qualitätskriterien konzentriert. Auch Texte geringer literarischer Qualität, die kaum als literarische Etüden taugen, sind aufgenommen, vielleicht weil auch sie den schwierigen Umbruchprozeß des Landes bezeugen sollen und in einem Textbeispiel auch die dunkle Seite litauischer antijüdischer Vorurteilsstrukturen bloßlegen. So etwa bei der aus inhaltlichen wie ästhetischen Gründen ärgerlichen, zudem erbärmlich schlecht erzählten Geschichte «Duett für Frauenstimme und Violine in Venedig» von Algirdas Landsbergis, in der ein verlassener Ehemann seinem ehemaligen deutschen Lehrer aus der Nachkriegszeit in einem selbstmitleidigen und von antisemitischen Feindbildern geleiteten Brief erzählt, wie er seiner Frau, die ihn ausgerechnet mit einem widerlich gezeichneten jüdischen Zahnarzt betrügt, nach Venedig nachreist und sich dort seiner

Verfallenheit an ihre betörende Stimme bewußt wird. Eine derartige Geschichte ist in einer Anthologie deplaziert.

Cornelius Hell, der zwischen 1984 und 1986 als Lektor an der Universität Vilnius arbeitete, hat die Probleme, überzeugende Auswahlkriterien für eine Anthologie im Jahre 2002 zu bestimmen, nicht ausgeblendet und schließlich überraschend gelöst: Sollte doch ursprünglich eine Anthologie gemäß der griechischen Wortbedeutung «Glanzstücke» versammeln, die aussagekräftig sowohl für die künstlerische Überzeugungskraft von Texten wie auch für deren historischen Stellenwert in der Entwicklung einer Nationalliteratur sind.

Der Titel der Anthologie nimmt die Überschrift einer in den Band aufgenommenen Erzählung von Ričardas Gavelis auf. Es ist nicht List der Titelgebung, die derart die Leseerwartung auf litauische Gespenstergeschichten richtet. Es hat mit den litauischen Gespenstern seine höchst eigene Bewandnis. Assoziationen an den bedeutenden Roman von Czesław Miłosz, «Das Tal der Issa», in dem wir gleich in der Exposition, die den Pakt mit dem Leser schließt, lesen, die Besonderheit der Region liege in der Zahl ihrer Teufel, und die unvergleichliche Großmutter im Buch interessiere sich vor allem für Zaubereien, für Gespenster und für das Leben nach dem Tode. Die hingebungsvoll gepflegte Neigung der Litauer – die sich wohl als einzige in der Welt ein Teufelsmuseum einrichteten – zu rational nicht aufklärbaren Sachverhalten, zu magischen Naturkräften ist auch in der neueren litauischen Literatur nachzulesen. In Hells Anthologie sind es weniger Märchen, Mythen und Sagen zugehörige Gespenster, vielmehr deren wandlungsfähige entfernte Verwandte besetzen die Phantasie der Menschen und verbünden sich in den Angstbildern der Gegenwart mit den Furien der Verstörung aus der politischen Geschichte des Landes und drohen sich auch vieler Zukunftsentwürfe zu bemächtigen. In Litauen sind offenkundig die im kollektiven Bewußtsein bewahrten archaischen Vorstellungen aus vorchristlichen Zeiten bis heute sprachfähig, genährt noch immer aus dem alten, in einer vorwiegend bäuerlichen Kultur verwurzelten litauischen Liedgut. «Ein Liedervolk, diese Litauer», schrieb Bobrowski und verwies damit auf ein schon Herder und Goethe vertrautes litauisches Erbe.

Erst im 14. Jahrhundert schlossen sich die Litauer dem Christentum an. Wie in einem Palimpsest kann man in archaischen Riten Litauens das kraftvoll fortwirkende heidnische Erbe erkennen, das bis in katholische Trauungszeremonien hineinwirkt. Wer je eine litauische Hochzeit erlebte, hört und sieht, wie in den alten Liedern und dem hoch aufschießenden Fackelfeuer, mit dem das Herdfeuer von einer Generation an die andere weitergegeben wird, uraltes Lebensvertrauen symbolisch seine Kraft entfaltet und eine Wildheit ahnen läßt, die sich westeuropäischem Verständnis nicht ohne weiteres erschließt. Und doch betonen die Litauer gern, der Mittelpunkt Europas liege in ihrem Land.

Schwerpunkt der Anthologie liegt auf der Gegenwartsliteratur

In Umkehrung der Chronologie setzt Hells Anthologie mit acht Prosastücken der Gegenwartsliteratur ein, denen schon allein durch ihre Quantität Vorrang eingeräumt ist (Renata Šerelytė, Herkus Kunčius, Juozas Erlickas, Markas Zingeris, Bitė Vili-maitė, Jurgis Kunčinas, Marius Ivaškevičius, Vanda Juknaite). So werden Akzente gesetzt, die sich wohl vornehmlich dem Nachdenken über die politische Geschichte Litauens verdanken. Es folgen Erzählungen von Exilautoren (Algirdas Landsbergis, Marius Katiliškis, Icchokas Meras), die zu literarischen Beispielen aus der Sowjetzeit führen (Antanas Ramonas, Ričardas Gavelis, Jurga Ivanauskaitė, Romualdas Granauskas, Saulius Šaltenis). Mit zwei Texten (Jurgis Savickis, Petras Tarulis) ist die Zwischenkriegszeit vertreten, in der Litauen seine politische Autonomie wiedererlangt hatte. Die letzte Abteilung umfaßt zwei Erzählungen aus der Zarenzeit (Antanas Vienuolis und Žemaitė). Es ist schön, daß die Anthologie so weit historisch ausgreift, läßt sich doch so lesend studieren, welchen Klang diese eine erst im 19. Jahrhundert sich herausbildende Nationallitera-

tur in einer frühen Epoche hatte. Unter den in der Anthologie vertretenen Autoren finden sich auch jene drei Namen, die aus litauischer Sicht herausragende Bedeutung zugesprochen bekommen und für die bereits Übersetzungen ins Deutsche vorliegen: Ričardas Gavelis (Friedenstaube. Sieben Wilnaer Geschichten, Oberhausen 2001); Jurga Ivanauskaitė (Die Regenhexe, München 2002) und Jurgis Kunčinas (Mobile Röntgenstationen, Oberhausen 2002).

Die Entscheidung, den Schwerpunkt der Anthologie bei der Gegenwartsliteratur zu setzen, läßt sich mit überzeugenden Argumenten begründen, sind doch die Brüche und Verheerungen im litauischen Selbstverständnis besonders bei den Autoren der jungen Generation im Experimentieren mit künstlerischen Erkenntnismitteln besonders nachhaltig bezeugt. Die Texte gerade der Jüngeren zeigen ein Phänomen, das in anderen kleinen Literaturen des europäischen Ostens sich nach der Öffnung der Grenzen wiederholte. Wie dort wenden sich auch die jungen litauischen Autoren vornehmlich Fragen der Gegenwart zu, erkunden Lebensentwürfe und ihr Scheitern in einer radikal veränderten Alltagswelt insbesondere in den Großstädten.

Nach dem Ende des Kalten Krieges haben besonders in der jungen Autorengeneration vielfältige Formen der Auseinandersetzung mit westlichen literarischen Traditionen eingesetzt, die zum schöpferischen Experimentieren mit endlich umweglos zugänglichen literarischen Ausdrucksformen einlädt. Dies geschieht in geradezu streitbarer Abgrenzung gegenüber destruktiven Normen des sozialistischen Realismus, der auch in Litauen das Werk konformistischer Autoren, die im Lande geblieben wären, durch Anpassung an die kommunistische Propagandaliteratur zerstört hat. Auch die litauische Übersetzungspolitik hatte lange den Zugang zu westeuropäischen und amerikanischen literarischen Entwicklungen blockiert. Nun aber ist das Fenster nach Westen weit geöffnet. Vieles ist ins Litauische übersetzt, das vordem nur auf dem Umweg über polnische Übersetzungen ohne Zensur und Selbstzensur greifbar war.

Auffällig ist die große Zahl der Übersetzungen aus dem Deutschen ins Litauische. Die Liste umfaßt mehr als 150 Titel. Heute halten litauische Buchhandlungen nicht nur Übersetzungen deutscher Klassiker oder Bücher von Fontane, Hesse, Dürrenmatt oder Thomas Bernhard vorrätig, sondern auch schwierig zu übertragende Verse wie die Celans. Bei manchen großen litauischen Verlagen, so läßt sich heute nachlesen, machten nach 1990 Übersetzungen eine Zeit lang bis zu zwei Drittel der Neuerscheinungen aus. Hunderte von zum Teil nur sehr kurzlebigen Verlagen wurden unmittelbar nach dem Wiedergewinn der Autonomie Litauens gegründet. Zahlreiche Großstadtromane, in denen variationsreich die Distanzierung von der Verklärung dörflichen Lebens und der Schock eines desorientierenden postsozialistischen brutalisierten Stadtlebens zum Thema wird, finden ihre Leserschaft; Erinnerungsbücher der «Waldbrüder» auch, die über die bis in die fünfziger Jahre dauernden Partisanenkämpfe in den litauischen Wäldern berichten. Ehedem verbotene Exilliteratur und die Erinnerungen politischer Gefangener wurden neben einer Fülle von Texten einer noch sehr jungen Autorengeneration verlegt.

Die Handlungsfäden gerade ihrer Prosa führen immer wieder nach Vilnius, wo sich in besonders scharfer Zuspitzung die neuen Herausforderungen großstädtischen Lebens zeigen. Nachhaltig belegen das auch die Texte der Hellschen Anthologie. Renata Šerelytė (geb. 1970), mit deren Prosatext «Der Pirol von Babel» die Anthologie einsetzt, wurde, bevor ihr Roman «Sterne der Eiszeit» auch im deutschsprachigen Bereich Aufsehen erregte, durch Kurzprosa bekannt. Unter Vorbehalt will sie ihren literarischen Ansatz als «magischen Surrealismus» bezeichnen. Dichte und poetische Kraft ihrer Bilderketten und Miniaturen im ausgewählten Text sind in Farbe und Ton eigenförmlich genug, daß identitätsstiftende Schutzsuche bei einer historischen Epoche gar nicht nötig wäre. Die lähmende Ohnmacht in den letzten Jahren vor dem Zusammenbruch des kommunistischen Sowjetregimes wird in ironischen Brechungen, die das poetische Bildmaterial

in Frage stellen, zur Sprache gebracht. Zugleich aber bauen die fünfzehn Prosaminaturen der Erzählung eine kraftvolle Welt von Naturbildern für die Orientierung suchende Erzählstimme auf. So etwa über eine Eiche, die einem Wanderer verglichen wird und für keinen Tisch, Altar oder Sarg mehr taugen könnte, weil alle Dinge die Seele eines Menschen beherbergen würden: «Und das schwarze Wasser begleitet die Eiche wie ein schwarzer Rabe, der hinterherläuft und die verletzten Flügel nachschleift.» Verletzungen sind es denn auch, traumatische Störungen im Transformationsprozeß der litauischen Welt, die das heimliche Zentralthema der Mehrzahl der übrigen vorgestellten Texte bilden.

So ist es auch in der Titelerzählung «Meldung über Gespenster» von Ričardas Gavelis (1950–2002), in der ein KGB-Mitarbeiter seinen Werdegang und Wertekanon bilanziert, und während er längst ein Verlierer ist, im Superioritätswahn in eine Art psychotischen Zustand gleitend, sich von Gespenstern raumfüllender Größe und von Phantasmagorien umstellt erfährt. Er zappelt sich ab mit einer wirren «ethischen Theorie», die darauf hinausläuft, moralisch sei, «was hilft, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und was die Zweifel zerstreut.» Autoritätsparanoia gaukelt ihm vor, es würde das «nicht approbierte Gute», die freie Gewissensentscheidung eines mündigen Menschen, das Gleichgewicht der Welt verletzen. Destruktivität und Menschenverachtung dieser Theorie bleiben dem in Schuld und pathologischen Selbstrechtfertigungen verstrickten Protagonisten konsequent so lange verborgen, bis er sich selbst für ein Gespenst hält. Gavelis' Erzählung kreist um kollektive Ängste einer aus der Diktatur in die Mündigkeit entlassenen Gesellschaft. Die Brutalität eines nicht abgeschlossenen Wertewandels insbesondere in den großen Städten wird in Gavelis' Text sprachfähig. Auch sein Roman «Vilnius Poker» zeigt den Horror der postsowjetischen Großstadt, eine Ankunft im Ungewissen, wo Mafiosi des Geistes und Geldes allgegenwärtig sind.

Generationspezifische Sicht des Großstadtkomplexes

Hells Anthologie läßt erkennen, wie jeweils generationspezifisch insbesondere die Behandlung des Großstadtkomplexes ausfällt. Einer der jüngsten und wohl hochbegabten der litauischen Prosaschriftsteller, Marius Ivaškevičius (geb. 1973), ist in Hells Buch mit der Erzählung «Der Zug unserer Liebe zu Vilnius» vertreten. In einer Alpträumphantasie zerstört eine gigantische Lokomotive mit schrecklicher Eigendynamik die litauische Hauptstadt durch eine aus ihr fließende weiße Flüssigkeit, die sich in den Boden hineinfrißt und mit ihren unaufhaltsam sich ausbreitenden weißen Betongleisen die Stadt von unten her zersprengt, die Gebäude der Stadt zum Einstürzen bringt und die verwüstete Stadt unter Novemberschnee verschwinden läßt.

Eine der dunkelsten und literarisch noch in der Übersetzung am meisten überzeugende Erzählung der Anthologie ist «Was wir in den Taschen eines Toten fanden» von Jurgis Kunčinas, der durch seinen ins Deutsche übersetzten Roman auch bei uns bekannt geworden ist. Ein Mann versucht eine psychisch gestörte und aggressive betrunkene Frau, die eine Mörderin war, aus den Fängen der Psychiatrie und aller staatlichen Kontrollen zu retten, indem er sie unter eisigem Himmel in einer Schrecken erregenden Schneelandschaft in eine Kleinstadt zu bringen versucht. Auf der Fluchtreise finden sie einen Toten am Flußufer. Ist er ein Selbstmörder, ein Erhängter, ein Psychologe, ein Bibliothekar? Aus der Habe des Mannes ziehen sie einen Zettel und lesen: «Männer, hängt euch auf, bevor es zu spät ist.» Sie werfen ihn in einen Kahn und stoßen ihn vom Flußufer ab. Zwischen Traum und Wachen sehen die beiden in der Nacht den Kahn ans Ufer treiben, sie setzen sich zu dem Toten, den sie nun zu erkennen glauben, und treiben mit ihm hinaus in den großen Fluß. Die Klage über die Verlorenheit unter den Sternfenstern über dem eisigen Fluß verstummt, als der Kahn langsam im schwarzen Wasser versinkt. Kein anderer Text des Bandes erzählt von Gewalt- und Todesphantasien und der Angst davor mit solcher Intensität.

Auch die Erzählung von Žemaitė aus der Zarenzeit nicht, die beklemmend von der brutalen Selbstbezogenheit eines gewalttätigen Mannes in bäuerlich archaischem Raum berichtet, der Frau und Kind zugrunde richtet.

Die multiethnische Vielfalt Litauens kommt zu kurz

Es stellt sich bei der Lektüre der vorliegenden Anthologie litauischer Literatur allerdings erneut die schwierige Frage, wie man es mit der Präsentation gerade kleiner Literaturen aus Ländern mit ethnischer und sprachlicher Vielfalt zu halten hat. Hell will in seiner Anthologie «ein breit gefächertes Bild des heutigen Litauen und seiner Geschichte» entwerfen. Die berechnete Leserschaft, unterschiedliche, der kulturellen Vielfalt des Landes entsprechende Texte zu finden, die in Litauen geschrieben wurden und nicht ausschließlich Beispiele, die in litauischer Sprache verfaßt sind, bleibt im Falle Litauens ebenso legitim wie etwa für die israelische Literatur, die durch die multiethnischen Prägungen geradezu den gesamten Kanon der Weltliteratur präsent hat und nicht nur in Ivrit verfaßt ist.

Für das einst auch seiner multiethnischen Vielfalt wegen schöpferische Litauen ist neben der Bedeutung etwa des polnischen Beitrags zu Literatur und Wissenschaft der jüdische Beitrag in jiddischer Sprache nicht zu unterschätzen. Er ist ein Segment des litauischen Selbstbildes, ohne das die Vorstellung Litauens und seiner Literatur unvollständig bliebe. Die simultane Opfer- und Täterrolle der Litauer in den Jahren der NS-Zeit bleibt für politische und künstlerische Erkenntnisprozesse eine nicht abweisbare Herausforderung. Über neunzig Prozent der litauischen Juden haben die Schoah nicht überlebt. Die Kollaboration vieler Litauer mit den NS-Mordkommandos beginnt im Selbstbild der Litauer gerade erst wahrzunehmen zu werden. Rare literarische Zeugnisse dieser Wahrnehmung, die hellhörig machen, gibt es jedoch sehr wohl: Simon Schama etwa schreibt in «Der Traum von der Wildnis» (dt. 1996) über eine Reise nach Puńsk, wo während des Unabhängigkeitsprozesses ein Büro von Sajūdis, der litauischen Reformbewegung, eingerichtet worden war. Hinter einer bröckeligen Steinmauer findet der Erzähler die Spuren eines schon fast in die Natur zurückgenommenen jüdischen Friedhofs: «Wir brauchten eine Zeit, um überhaupt irgendwelche Anzei-

chen für Steine zu erkennen, aber ziemlich weit oben auf dem kleinen Hügel ragten ein oder zwei windschief aus dem Unterholz hervor. War das alles? Waren dies die Generationen des jüdischen Puńsk? Hatten die Nazis die Steine herausgerissen, wie sie es im gesamten Generalgouvernement in Polen getan hatten? Oder hatten die Litauer selbst das getan? (...) Ein paar Zentimeter grauer Stein kamen zum Vorschein, auf dem die hebräische Inschrift unter dichtem Bewuchs brauner und gelber Flechten praktisch nicht mehr zu lesen war. Ich konnte nur einen Namen erkennen: Tet, Bet, Yod, He – Tevye, Tovye? Ich saß da und wühlte mit den Armen in der Löwenzahnwiese und grub mich tiefer in das Grün. Ein weiterer Stein kam ans Tageslicht und noch einer. Wenn ich ein paar Zentimeter grub, kam ein weiterer aus der Unterwelt empor. Ich hätte (...) eine ganze Welt freilegen können, das unterirdische Universum der Juden von Puńsk. (...) Die Gräber selbst waren im Begriff, begraben zu werden, (...) während sich das grünende Litauen erhob, um sie zurückzufordern. (...) Sie wurden zu einer geologischen Schicht. Ich legte mich auf den Rücken und starrte durch die Zweige in das Blau des Himmels, hörte, wie die Ulmen und die Pappeln ein undeutliches Kaddisch aufsaßen (...).»

Nur wenige Beispiele jüdischer Literatur in Litauen.

Vilnius/Wilna/Wilne, das «Jerusalem des Nordens», war vor dem Hitlerkrieg ein bedeutendes jüdisches kulturelles und wissenschaftliches Zentrum Europas. Die Litvakim, wie sich schon die litauischen Juden des Großfürstentums Litauen einst nannten, hatten sich früh der Haskala, der jüdischen Aufklärung, geöffnet und Litauen zum Zentrum der jiddischen Literatur der Moderne gemacht. Und auch der hebräischen weltlichen Literatur wurde hier der Boden mitbereitet. Die kreativste Zeit jüdischer Kultur war die Epoche der Republik Litauen, die ethnischen Minderheiten demokratischen Schutz gewährte. Das war nicht immer so in Litauen, seit die Verfechter der nationalen Befreiung Litauens im Kampf gegen die Russifizierung im 19. Jahrhundert einen verstärkten Antisemitismus gefördert hatten. Herausragende weltbekannte litauisch-jüdische Namen gibt es für alle Disziplinen: etwa den Geiger Jascha Heifetz, den expressionistischen Maler Chaim Soutine, den Philosophen Emmanuel Levinas.

Warum wohl ist die jüdische Spur der litauischen Literatur in Hells Anthologie nur durch zwei litauisch schreibende Autoren, Markas Zingeris und Ichokas Meras, belegt? Jüdische Litauer schrieben Weltliteratur in mehr als einer Sprache. Wenigstens einen einzigen Text dieser nicht ausschließlich litauisch verfaßten Literatur vermisste ich in der vorliegenden Anthologie. Große Namen hätten sich angeboten: Mendele M. Seforim oder Abraham Mapu, nach dem immerhin eine Straße in Kaunas benannt ist. Dort habe ich vergeblich in einer größeren Buchhandlung etwa nach dem Werk der Dichterin Lea Goldberg gefragt, die in Kaunas aufwuchs, dort das gerade gegründete hebräische Gymnasium besucht hatte und nach einem traumatisierenden Deutschlandaufenthalt in der litauischen Provinz lehrte, bevor sie 1935 ins damalige Palästina einwanderte und in der israelischen Moderne die Dichterin blieb, die, am meisten europäisch orientiert, bis zuletzt auch über ihre litauische Welt schrieb. Der Buchhandlung in Kaunas war ihr Name nicht einmal bekannt. Kaum zu verstehen ist es, daß die Anthologie den Namen des aus der Nähe von Vilnius stammenden großen Dichters Abraham Sutzkever ausspart, der nach der Flucht aus dem Wilnaer Getto als Partisan in den litauischen Wäldern kämpfte und bereits 1944 über die systematische Ermordung der litauischen und polnischen Juden berichtet hatte. 1992 spätestens war er der deutschsprachigen Leserschaft durch die zweisprachige Ausgabe von «Griner akvarium/Grünes Aquarium» bekannt geworden. Die Prosatexte dieses Bandes über die Versuche, durch das Wort der Dichtung eine Brücke zwischen den Lebendigen und den Toten zu bauen, sind von unerhörter Dichte. Der Verzicht auf auch nur wenigstens eines dieser kurzen Prosastücke in der vorliegenden Anthologie ist schade. Karin Lorenz-Lindemann, Saarbrücken

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen

Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Telefon 01 201 07 60, Telefax 01 201 49 83

E-Mail Redaktion: orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: orientierung.abo@bluewin.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin,

Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice

Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting),

Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2003:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 63.- / Studierende Fr. 45.-

Deutschland und Österreich: Euro 43.- / Studierende Euro 32.-

Übrige Länder: SFr. 59.-, Euro 40.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 100.-, Euro 60.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,

Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),

Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, Zürich-Enge (BLZ 4842),

Konto Nr. 556967-61

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die

Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.